



Leopold Kohr

**Das Ende Großbritanniens**  
**The Breakdown of Great Britain**



Leopold Kohr

Das Ende Großbritanniens  
The Breakdown of Great Britain

52nd Conway Memorial Lecture zur Erinnerung an  
Moncure D. Conway (1832-1907), gehalten am  
6. Oktober 1970 in der Conway Hall, London

## ***Impressum***

Herausgegeben von  
Leopold Kohr®-Akademie: Susanna Vötter-Dankl, Christian Vötter und Günther Nowotny

Copyright © 2017: Leopold Kohr®-Akademie

Idee und Redaktion: Günther Witzany, Telos-Philosophische Praxis ([www.biocommunication.at](http://www.biocommunication.at))  
Deutschübersetzung der Leopold Kohr Rede: Andreas Wirthensohn  
Englischübersetzung, der nicht gekennzeichneten Beiträge: Andreas Wirthensohn

Fotos: Right Livelihood Award Foundation/Leopold Kohr®-Akademie  
Foto Titel- und Rückseite Fotolia, E.F. Schumacher und Leopold Kohr: Archiv Leopold Kohr®-Akademie

Die Kulturarbeit von TAURISKA und der Leopold Kohr®-Akademie wird von der  
Kulturabteilung/Land Salzburg unterstützt.

The cultural work of TAURISKA and Leopold Kohr®-Academy is supported  
by the cultural-office/country Salzburg.

Die Leopold Kohr®-Akademie dankt Verena Schumacher für die Erlaubnis zum Abdruck der Texte  
und der der E.F. Schumacher Gesellschaft für Politische Ökologie e.V.

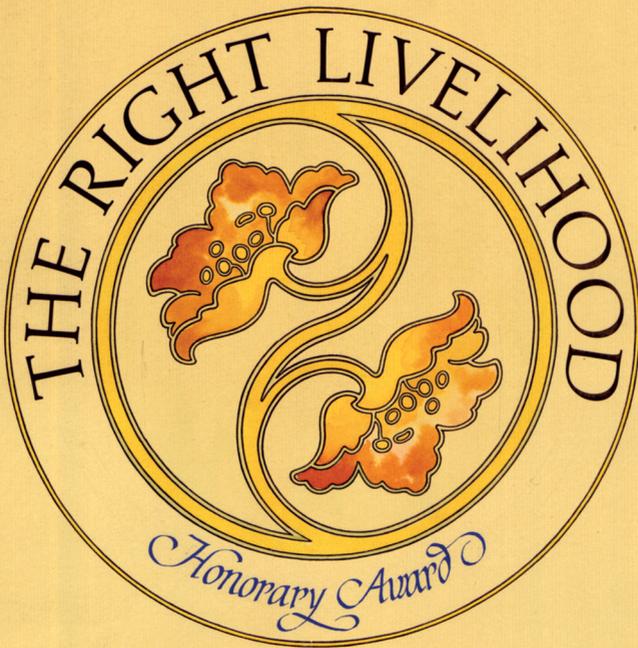
The Leopold Kohr®-Academy is grateful for permission to the Verena Schumacher  
and the Ernst Friedrich Schumacher Society.

# INHALT

Begründung der Verleihung des Preises an Leopold Kohr	7
Vorwort	8
Einleitende Bemerkungen von E.F. Schumacher	12
Leopold Kohr: Das Ende Großbritanniens	15
Leopold Kohr	44
Tauriska & Leopold Kohr®-Akademie	46
E.F. Schumacher Gesellschaft für Politische Ökonomie	48

# CONTENT

Statement for the Award to Leopold Kohr	49
Preface	50
Introductory Remarks by E.F. Schumacher	53
Leopold Kohr: The Breakdown of Great Britain	55
Leopold Kohr	80
Tauriska & Leopold Kohr®-Academy	82
The Schumacher Society	83



*for vision and work forming an essential contribution  
to making life more whole,  
healing our planet and uplifting humanity  
is presented to*

*Dr. Leopold Kohr*

Stockholm December 9 1985

*Jakob von Ulexkull*

Jakob von Ulexkull  
executive trustee  
The Right Livelihood Foundation

# Begründung der Verleihung des Preises an Leopold Kohr

Honorary Award : “...for his early inspiration of the movement for a human scale.”

Leopold Kohr wurde 1909 in Oberndorf, in der Nähe von Salzburg, geboren. Er studierte an den Universitäten von Innsbruck, Paris, Wien und an der London School of Economics. Nach einer Reihe von Tätigkeiten, unter anderem war er Korrespondent im Spanischen Bürgerkrieg, begann seine Universitätslaufbahn: Er lehrte von 1955-1973 unter anderem an der Rutgers Universität in den Vereinigten Staaten, später als Professor für Wirtschaftswissenschaften und Politikwissenschaft an der Universität von Puerto Rico. Danach lehrte er Politikwissenschaften an der Universität Wales in Aberystwyth. Kohr war der Entdecker und für 25 Jahre auch der einzige Anwalt für die Theorie vom menschlichen Maß und die Idee einer Rückkehr zum Leben in kleinen sozialen Einheiten. Seine Ideen wurden später von seinem Freund Fritz Schumacher populär gemacht, vor allem in dem Bestseller „Small is Beautiful“.

Kohr wies beständig auf die Fähigkeit kleiner, unabhängiger Einheiten zur Lösung struktureller Probleme hin. In Verbindung mit den Nationen der Dritten Welt war er einer der ersten, der darauf aufmerksam machte, dass die Entwicklungshilfe von außen die lebendige Identität von Kulturgemeinschaften unwiederbringlich zerstört.

Kohr unterstützte daher lokale Initiativen und Teilhabe. Seine Vision war die Auflösung zentraler Strukturen zugunsten der Selbstkontrolle kleiner Einheiten, die ihre lokalen Probleme mit ihren eigenen Mitteln und Fähigkeiten lösen können.

Kohrs Ideen zum Kennenlernen und Nachlesen finden sich in seinen Publikationen, u.a. Das Ende der Großen, Entwicklung ohne Hilfe, Die überentwickelten Nationen.

In seinem Todesjahr 1994 wählte ihn die Sunday Times zu einem der führenden Denker des 20. Jahrhunderts, als einen der maßgeblichen Kritiker des Größenwahns und des Wirtschaftswachstums. Andere wieder betonten, dass Kohrs Ideen Zeit seines Lebens von Spott und Hohn begleitet waren. Aber obwohl er sich selbst als philosophischen Anarchisten beschrieb, packte er seinen Anarchismus in Witz und Humor, wohl wissend, dass seine Theorien den Grundannahmen von Politikern und Wirtschaftswissenschaftlern widersprachen.

In Österreich ehrte ihn die Stadt Salzburg mit der Verleihung des Goldenen Ringes und richtete 2008 ein Institut mit seinem Namen ein – die Akademie mit Archiv, Forschung und Projekten an der Universität Salzburg.

# Vorwort

Als Leopold Kohr am 6. Oktober 1970 die Rede „Das Ende Großbritanniens“ in der Conway Hall in London hielt, war es niemand geringerer als Fritz Schumacher, der in seiner Laudatio Kohrs Bedeutung gleich auf den Punkt bringt: „... ein Ökonom, der über die Ökonomie hinausblickt, sie durchschaut, sein Augenmerk über sie hinweg und hinter die Kulissen lenkt und der die Ökonomie mit Freuden in ihre Schranken weist.“ Und Schumacher beklagt, dass solch wertvolle Ökonomen in solch „schizophrenen Zeiten“ rar und meist unbemerkt blieben, Zeiten in denen unser Leben von einer einzigen Religion beherrscht werde „der Religion der Ökonomie“.

Die Grundüberzeugung war beiden gemeinsam: Die Ökonomie ist Teil des gesellschaftlichen Lebens des Menschen, nicht ihr alles beherrschender Despot. Die Ökonomie ist verantwortlich für die Existenzgründung und –sicherung des Menschen, d.h. die Begründung menschlichen Daseins durch Arbeit. Und so wichtig wie Arbeit ist, so ist es auch die Qualität der Arbeit, nicht nur Beschäftigung, sondern Herausforderung, Interesse, Kreativität, Wertschöpfung, Respekt und Anerkennung sind ihre wichtigen Attribute. Geht dieser kulturelle Wert und ihre Qualität verloren, bleibt nur mehr sinnentleerte Beschäftigung, „Jobs“, oder wie Schumacher so treffend bemerkt „Die Arbeit ist entmenschlicht worden, und noch so viel Opulenz während der sogenannten Freizeit kann diesen Verlust nicht kompensieren.“

Dass dieser Zug zur Entmenschlichung – er begleitet uns seit dem Pyramidenbau – immer und immer wieder die Menschen bedroht und wie eine epidemische Seuche befällt, ist, so Kohr, die Folge der maßlos gewordenen Größe von Einheiten. Und Schumacher stimmt zu „Die schlimmste Mythologie der modernen Wirtschaftswissenschaft ist die Mythologie der Größe; einer ihrer unumstößlichen Grundsätze lautet, dass groß wirtschaftlich und klein unwirtschaftlich ist.“

Damit bringt Schumacher schon in seiner Vorrede auf den Punkt, was Leopold Kohr dann in seinem Vortrag ausfaltet: „Das Ende Großbritanniens“ ist nicht gegen England gerichtet, sondern benennt das Ende „des Monsters der Größe, die alles erstickt.“ Und damit meint Kohr, das Ende eines Staatskonstruktes unter der theoretischen Vorgabe, dass nur die Größe wirtschaftlich sinnvoll sei, nicht die flexible Wirtschaftskraft der kleinen Einheiten. Denn natürlich würde das Ende Großbritanniens nicht das Ende von Yorkshire, Wales, Cornwall, Schottland, Dorset, Rutland, Westminster, Whitehall, Old Vic, Covent Garden heißen. „Das Einzige was fehlen würde, wäre das Monster der Größe, die sie alle erstickt.“

Hier wendet Kohr konsequent den Kern seiner Erkenntnisse an. Es geht eben nicht um die Schaffung des neuen Menschen, der neuen Nation, des neuen Staatenbundes, der endlich die Grundübel des Menschen, Krieg, Hunger, Armut und Not auslöscht. So realistisch ist Kohr, um diese utopischen Träumereien nicht fortzusetzen, da die Natur des Menschen ihn immer mit diesen Problemen konfrontieren wird, auch in Zukunft. Das Ansinnen der Vereinten Nationen diese Zustände auszumerzen, ist gescheitert. Kohr geht es um die pragmatischen, die machbaren Visionen, es geht um die Verhinderung des großen Krieges, der massenhaften Armut, das Ausmaß der Arbeitslosigkeit. Und da widerspricht er den Ökonomien des Größenwahns vehement: „Die krebsartig wuchern- den Prozesse der Gemeinschaftsvergrößerung und der internationalen Einigung haben bislang nur eines erreicht, nämlich die kleinen Probleme, die sich mit begrenzten Mitteln bewältigen ließen, zu beseitigen, und stattdessen große Probleme zu schaffen, mit denen selbst die größten Mächte nicht fertig werden.“

Aus nüchterner Überlegung schlägt er deshalb seine Alternative vor: Verringerung der Größe, Zerschlagung krebsartig gewucherter Strukturen, Verringerung der Schwierigkeiten und Anpassung an die Fähigkeit des Menschen mit Schwierigkeiten fertig zu werden.

Und er spricht auch die zunehmende Technifizierung der Arbeit und der Gesellschaft insgesamt an. In großen Einheiten werden individuelle Personen gedemütigt, indem sie von Namen zu „fortlaufenden Nummern“ degradiert werden, „die erdacht wurden, um dem binären Primitivismus des Computers zu dienen.“

Hier trifft sich Kohr wieder mit Schumacher: Es geht um Arbeit, um sinnvolle Tätigkeit, um erfülltes Menschsein in Produktivität, Schaffenskraft, Kreativität, nicht um monotonen Nachahmen mechanisierter Prozessabläufe, wie sie Maschinen – und auch Computer sind nur Rechenmaschinen – viel effizienter leisten können.

Damit gewinnen Kohrs „small is beautiful“ und Schumachers „mittlere Technologie“ beides Garanten sinnerfüllter und vor allem ausreichend vorhandener Arbeit, einen aktuellen Bezug:

Die aktuelle Tendenz, die Arbeit des Menschen überhaupt zu ersetzen durch Maschinen, durch computergesteuerte Mechanisierung und „künstliche Intelligenz“, fast aller Arbeitsbereiche. Die neue Ökonomie der (mathematischen) Spieltheorie, in der nur der misstrauische Egoist als Gewinner aufscheinen kann und Soziopathie zur gängigen Norm gesellschaftlichen und vor allem wirtschaftlichen Denkens wird. Mit der Okkupation der gesamten Ökonomie durch die Mathematiker des „kalten Krieges“, die nach seiner Beendung alle arbeitslos geworden wären, dann aber von der Ökonomie beschäftigt

wurden, ist das Rechnen und Berechnen, die Digitalisierung aller Gesellschaftsbereiche Wirklichkeit geworden. Die Finanzmärkte haben sich auf diese „Spiele“ verlassen und verloren. Die Finanzkrise 2008 zwingt heute noch alle global vernetzten Märkte, ihre wahnwitzigen Verluste den BürgerInnen aufzuhalsen, die allesamt einen realen Einkommensverlust hinnehmen mussten, während das reichste Prozent mit kräftigen Gewinnen belohnt wurde.

Während über Jahrhunderte der technisch-industrielle Komplex die Fäden der Weltwirtschaft zog, sind diese Fäden nun in den Händen des „mathematisch-virtuellen Komplexes“ (Christian Felber) gebündelt. Und wie ein selbst konservativer Journalist, Frank Schirrmacher in seinem akribisch recherchierten Buch („EGO – Das Spiel des Lebens“) unmißverständlich und nüchtern darlegen konnte, geht es in dieser gegenwärtigen Ökonomie nicht mehr um Arbeit, oder um Menschen, um eine gerechtere Gesellschaft, oder um ein friedliches, zukunftsfähiges Zusammenleben. Um all das, um was es wenigstens im Ansatz immer in der Menschheitsgeschichte gegangen ist, geht es jetzt nicht mehr. Es geht um die totale Digitalisierung der ganzen Welt, um die Berechenbarkeit aller Abläufe, um die Ersetzung menschlicher Arbeit durch Maschinen mit einem einzigen Ziel: dem maximalen Profit.

Dass dieses totalitäre Denken und die damit verbundene Maßlosigkeit nicht nachhaltig wirtschaften können, und deren Zukunftsfähigkeit ein sehr überschaubares Ablaufdatum haben, wird jedem vernünftig denkenden Menschen einleuchten. Und: es enthebt nicht von der Verpflichtung Alternativen anzudenken.

Kohrs Beispiele aus „Das Ende Großbritanniens“ geben Mut zur Hoffnung. Großbritanniens Regionen würden von der Aufteilung profitieren, kleine, überschaubare und weitgehend eigenständige Regionen wären nicht dem Monster der Größe ausgeliefert. „Wachstum durch Aufspaltung“ würde von der Krankheit der Maßlosigkeit heilen, Handlungsfähigkeit, Flexibilität und Verantwortbarkeit würden Nachhaltigkeit sichern. Die dann sich ergebenden Mitgliedstaaten würden zur gemeinsamen Marktwirtschaft noch eine regionale hinzufügen, „die im Gegensatz zu Ersterer hauptsächlich auf den heimischen Markt ausgerichtet wäre. Sie wäre kleiner, was ihre Produktionseinheiten betrifft, nicht aber in Hinblick auf ihren Gesamtausstoß.“ Die Zukunft der Regionalökonomien würde gestärkt.

„Kurz gesagt würde eine regionale Revolution politischer Souveränität vor allem eines bewirken: Sie würde alles Bestehende bewahren, aber dem, was heute nicht besteht, eine Menge hinzufügen und damit sowohl die Teile als auch das Ganze bereichern.“

Der „Zusammenbruch Großbritanniens“, Kohrs Rede aus dem Jahre 1970, macht unmissverständlich deutlich, dass eine lebensfähige und nachhaltige Regionalwirtschaft unverzichtbar ist. Auf was sonst könnte man zählen, sobald der globalisierte Größenwahn zusammenbricht?

*Günther Witzany, Bürmoos, Mai 2017.*

# Leopold Kohr

## Das Ende Großbritanniens

52nd Conway Memorial Lecture zur Erinnerung an Moncure D. Conway (1832-1907), gehalten am 6. Oktober 1970 in der Conway Hall, London

South Place Ethical Society  
Conway Hall Humanist Centre  
Red Lion Square, London, WC1

### **Einleitende Bemerkungen von E.F. Schumacher**

Es ist mir eine große Freude und Ehre, Ihnen Professor Leopold Kohr vorzustellen. Im Programmheft erfahren Sie über ihn unter anderem, dass er universitärer Wirtschaftswissenschaftler ist. Das Programm verrät Ihnen allerdings nicht, dass er viel mehr, nämlich ein ganzer Mensch ist: ein Ökonom, der über die Ökonomie hinausblickt, sie durchschaut, sein Augenmerk über sie hinweg und hinter ihre Kulissen lenkt und der die Ökonomie mit Freuden in ihre Schranken weist; gleichzeitig ein Künstler, ein Historiker, ein Abenteurer, ein Mann des Volkes, der gleichermaßen den Umgang mit Philosophen und Königen beherrscht.

In diesen schizophrenen Zeiten sind solche Menschen rar. Die meiste Zeit bleiben sie unbemerkt. Das Zeitalter anerkennt Spezialisten, die bei anderen Spezialisten persona grata sind. Ganze Menschen sind bei fragmentarischen Menschen in der Regel unbeliebt.

Es ist eine ganz außergewöhnliche Tatsache, dass seit fast 100 Jahren alle führenden Künstler, Philosophen, Schriftsteller usw. warnend ihre Stimme erhoben haben, eine gepeinigte, ja verzweifelte und oft verzweifelnde Stimme, und uns erklärten, dass wir uns auf dem falschen Weg befinden, dass alles ein schlimmes Ende nimmt, wenn wir nicht innehalten, nachdenken und die Richtung ändern. Sie alle haben das gesagt, und den prominentesten unter ihnen haben wir Nobelpreise, Verdienstorden usw. verliehen, ohne die geringste Absicht, sie ernst zu nehmen, im Gegenteil, wir waren entschlossen, umso entschiedener weiterzumachen wie zuvor.

Tatsächlich waren und sind wir nur bereit, auf eine Sorte Mensch zu hören, nämlich die Ökonomen, seien sie Profis oder Laien, so wie die einzige Religion, die unser Leben tatsächlich beherrschte und beherrscht, die Religion der Ökonomie ist. Wenn man etwas

als „ökonomisch“ bezeichnet, dann preist man es als gut, wertvoll, erstrebenswert und nützlich; nennt man etwas „unökonomisch“, tut man es als schlecht, wertlos, beschämend ab, als etwas, das nur von Saboteuren oder Narren propagiert wird und das schlimmer noch als nutzlos ist: ohne diese Sache wäre man besser dran. Man kann etwas als unmoralisch oder hässlich, als seelenzerstörend oder als Degradierung des Menschen bezeichnen, als Gefahr für den Weltfrieden oder für das Wohlergehen künftiger Generationen – solange man nicht bewiesen hat, dass etwas „unökonomisch“ ist, hat man sein Recht, zu existieren, zu wachsen und zu gedeihen, nicht wirklich in Frage gestellt.

Dieser außergewöhnliche Zustand resultiert zum Teil aus unserer Gewohnheit, uns in zwei Persönlichkeiten aufzuspalten, nämlich einen Produzenten und einen Konsumenten, die in zwei ganz verschiedenen Welten leben und von zwei ganz verschiedenen Wertesystemen bestimmt sind. Als Produzent in der Fabrik, in der Werkstatt oder im Büro stehe ich stets unter dem Druck, zu arbeiten, „Zeit zu sparen“. Als Konsument, außerhalb der Arbeitszeit, will alles mich dazu verführen, die „Zeit totzuschlagen“.

Als Produzent muss ich wirtschaftlich denken, alle Schnörkel und jeglichen Schnickschnack vermeiden, mich sogar für die Teepausen entschuldigen. Als Konsument haben mich all die versteckten und offenen Verführer einer Gehirnwäsche unterzogen, damit ich nichts anderes tue als verschwenden, die Schnörkel vervielfache und mich in immer ausgefeilteren Teepausen ergehe.

Gnadenlose Effizienz vs. grenzenlose Ineffizienz; Disziplin vs. Laxheit; geringstmögliche Rücksichtnahme auf persönliche Idiosynkrasien vs. größtmögliches Schwelgen in persönlichen Exzentrizitäten – so müssen wir ständig zwischen Einstellungen und Rollen hin und her wechseln und geraten in heftigste Probleme, sobald wir die beiden Rollen miteinander verwechseln und uns beispielsweise wie ein Konsument verhalten, wenn wir uns planmäßig eigentlich wie ein Produzent benehmen müssten.

Die Arbeit ist entmenschlicht worden, und noch so viel Opulenz während der sogenannten Freizeit kann diesen Verlust nicht kompensieren.

Nun ist Professor Kohr der Überzeugung, dass all das sehr viel, ja auf entscheidende Weise mit der Größe von Einheiten zu tun hat. Die schlimmste Mythologie der modernen Wirtschaftswissenschaft ist die Mythologie der Größe; einer ihrer unumstößlichen Grundsätze lautet, dass groß wirtschaftlich und klein unökonomisch ist. Das ganze Leben verwandelt sich damit in einen kafkaesken Albtraum. Denken Sie nur an Kafkas Roman Das Schloß, in dem der Landvermesser K. von den Verwaltern angeheuert wurde und niemand weiß, wie und warum das geschah. K. versucht seine Stellung zu klären, denn

all die Menschen, denen er begegnet, bedeuten ihm, man brauche eigentlich gar keinen Landvermesser, das ganze Land sei doch längst vermessen. Und so setzt Herr K. alles daran, um einen Verwalter zu treffen, und wendet sich an verschiedene Leute, die offenkundig wichtig sind; doch sie lassen ihn wie der Vorsteher wissen: „Sehr einfach, (...) Sie sind eben noch niemals wirklich mit unseren Behörden in Berührung gekommen. Alle diese Berührungen sind nur scheinbar, Sie aber halten sie infolge Ihrer Unkenntnis der Verhältnisse für wirklich.“ (F. Kafka, Das Schloß. Roman. Originalfassung. Frankfurt/M. 1994, S. 90) Es gelingt ihm in keinster Weise, irgendwelche richtige Arbeit zu verrichten, und schließlich erhält er einen Brief aus dem Schloss, in dem es heißt: „Die landvermesserischen Arbeiten, die Sie bisher ausgeführt haben, finden meine Anerkennung. (...) Lassen Sie nicht nach in Ihrem Eifer! Führen Sie die Arbeiten zu einem guten Ende. Eine Unterbrechung würde mich erbittern. (...) Ich behalte Sie im Auge.“ (F. Kafka, Das Schloß. Roman. Originalfassung. Frankfurt/M. 1994, S. 147)

Hören wir also, was Professor Kohr über das „Ende Großbritanniens“ zu sagen hat, das, da bin ich mir sicher, kein Ende im trivialen Sinne sein wird. Wir haben die Ehre, einem der wichtigsten Vertreter der neuen Lehre zu lauschen, auf die alle warten und welche die Welt so dringend braucht: Man könnte sie als „postmoderne Ökonomie“ bezeichnen.

Leopold Kohr

# Das Ende Großbritanniens

(The Breakdown of Great Britain)

»Wir wollen es nicht als selbstverständlich hinnehmen, dass das Leben sich voller in dem entfaltet, was man gewöhnlich für groß hält, als in dem, was man gewöhnlich für klein hält.«

*Virginia Woolf*

## I.

Lassen Sie mich gleich zu Beginn Herrn Peter Cadogan und der Ethical Society für die dreifache Ehre danken, die mir zuteil wurde: dass man mich eingeladen hat, nach so vielen herausragenden Vorgängern die 52. Conway Memorial Lecture zu halten; dass man mir gestattete, mich an ein so erlauchtes Publikum zu wenden; und dass man als Vorsitzenden Dr. Fritz Schumacher eingeladen hat, den bedeutenden Ökonomen und Erfinder des Begriffs der mittleren Technologie, mit dem ich, abgesehen von seiner herausragenden Bedeutung, meinem Empfänger nach mehr gemeinsam habe als mit jedem anderen Theoretiker unserer Zeit.

Der Titel meines Vortrags, „Das Ende Großbritanniens“, mag für ein Auditorium in London ein wenig beleidigend klingen. Damit sich dieser Eindruck nicht verfestigt, bis ich zu meinen Schlussfolgerungen gelange, möchte ich von vornherein betonen, dass hinter dem, was ich sagen werde, nicht der leiseste antibritische Affekt steht. Ich bin gegen Größe, nicht gegen England. In Deutschland hätte ich meinen Vortrag mit „Das Ende Deutschlands“ betitelt, vor einem französischen Publikum hätte ich über das „Ende Frankreichs“ gesprochen.

Als ich vor ein paar Jahren in Mexiko war – woran ich mich unter anderem deshalb erinnere, weil im Publikum heute einer meiner früheren mexikanischen Studenten weit –, wurde ich am Ende eines meiner Vorträge vor einer Gruppe von Studenten, die für ihren glühenden Nationalismus berüchtigt waren, gefragt, welchen Kurs ich ihrem Land empfehlen würde. Meine Antwort lautete: „Zerschlagt Mexiko!“ Hätte ich dies gleich zu Beginn gesagt, hätten sie mich auf der Stelle in Stücke gerissen. Doch weil ich damit erst am Ende herausrückte, waren sie begeistert. Ich hatte nichts weiter getan, als das Heimatgefühl in ihnen zu wecken. Sie merkten,

dass in ihrem Herzen ein tieferer Stolz verborgen war als der, der sich aus ihrem Mexikanertum speiste. Mexikaner gibt es 35 Millionen. Das war die Ursache ihres Problems. Grund ihres Stolzes war, dass jeder von ihnen Bürger einer dieser vielen, unbeschreiblich schönen kleinen Regionen war, deren Hauptstadtferne, die durch ineffiziente Massenkommunikationsmittel noch verstärkt wird, sie in die Lage versetzte, bis heute die eigenständige, kultivierte Eleganz hochgradig autonomer Stadtstaaten zu bewahren. Das war der Ruhm, den meine Zuhörer verspürten – dass sie aus San Miguel Allende, Querétaro, Merida, Veracruz oder, wie mein vormaliger Student in diesem Saal, aus Oaxaca, dem Geburtsort von Mexikos größten Präsidenten Juarez, stammten, nicht dass sie Mexikaner waren.

Ich weiß nicht, ob Sie am Ende dieses Vortrags ähnliche Neigungen verspüren werden, das, was zu Beginn wie ein Affront klingen mag, mit Beifall zu bedenken. Aber ich will Ihnen versichern: Was ich hier unter dem Titel „Das Ende Großbritanniens“ – oder meinerwegen Deutschlands, Frankreichs, Russlands, Italiens oder Spaniens – vorschlage, zerstört nichts von dem, was bewahrenswert ist. Denn was für einen Bayern zählt, sofern er sich aus einer lebenslangen Gehirnwäsche befreien kann, die den sinnlosen Glanz der Größe beschwört, ist Bayern, nicht Deutschland; für einen Burgunder ist es das Burgund, nicht Frankreich; für einen Katalanen Katalonien, nicht Spanien; für einen Toskaner die Toskana, nicht Italien. Nichts davon wird zerstört werden. Im Gegenteil. Sie werden alle wiederauferstehen.

Und so wäre Yorkshire in der Fülle seiner Kleinheit eine sinnvollere und größere Gemeinschaft denn als Teil eines Ganzen, das so groß ist, dass nicht einmal Architektur, Aussprache, Steinhecken, Blutwurst oder das Wetter eine gemeinsame „nationale“ Erfahrung vermitteln. Das Gleiche gilt für Wales, Cornwall, Schottland, Dorset, Rutland, Westminster, Whitehall, das Old Vic, Covent Garden und die Queen. Sie gäbe es weiterhin oder wieder. Das Einzige, was fehlen würde, wäre das Monster der Größe, die sie alle erstickt. Und damit würde auch das Problem der übermäßigen Größe wegfallen, das einzige, mit dem der Mensch in seiner Kleinheit nicht fertig wird. Aus diesem Grund fragte schon der heilige Augustinus mit Blick auf die Römer:

*“Warum sollte sich das Reich der Ruhe berauben, um groß zu werden? Ist es, um einen Vergleich mit dem Menschenleib zu gebrauchen, nicht besser, eine mäßige Statur zu haben und dabei gesund zu sein, als unter fortwährenden Drangsalen eine riesenhafte Größe zu erreichen und auch nachher nicht zur Ruhe zu kommen, sondern von umso schlimmeren Übeln heimgesucht zu werden, je mächtiger die Glieder herangewachsen sind? (...) ob es vernünftig und klug sei, sich der Ausdehnung und des Umfangs einer Herrschaft zu*

*rühmen, da man doch nicht erweisen kann, daß Menschen glücklich seien, die beständig mitten in Kriegsunruhen, wärend im Blute, sei es Bürger- oder Feindesblut, doch eben in Menschenblut, umdüstert von Furcht und entfesselter Blutgier, dahinleben, so daß das Ergebnis aller Bemühungen eine Freude ist von zerbrechlicher Herrlichkeit wie Glas, wobei man die schreckliche Furcht nicht los wird, sie möchte unversehens brechen.“ (Vom Gottesstaat, Buch III, Kap. 10 und Buch IV, Kap. 3)*

Und aus diesem Grund würde sich der heilige Augustinus, würde er heute hier an meiner Stelle zu Ihnen sprechen, für den „Zerfall“ Großbritanniens wie auch aller anderen Großmächte aussprechen und mit John Neville Figgis (der die Argumentation des Augustinus zusammenfasst) zu dem Schluss kommen, dass die Welt besser dran wäre, „wenn sie nicht aus ein paar wenigen Ansammlungen bestehen würde, die sich durch Eroberungskriege schützen und in ihrer Begleitung Despotie und Tyrannenherrschaft mit sich bringen, sondern aus einer Gemeinschaft kleiner Staaten, die in Freundschaft zusammenleben, die Grenzen des jeweils anderen nicht überschreiten und nicht von Eifersüchteleien zerfressen sind“.

All das steht natürlich reichlich quer zur herrschenden Meinung, die fest und steif behauptet, moderne Probleme ließen sich einzig und allein durch internationale Kooperation im großen Maßstab, durch die Bündelung von Wissen und Ressourcen, viribus unitis, mit Hilfe der Vereinten Nationen und was nicht sonst noch lösen. Nur so werde man mit Katastrophen fertig, die, wie Arbeitslosigkeit, Kriminalität, studentische Unruhen, Armut, Umweltverschmutzung, Überbevölkerung, Krieg, die Welt allein schon dadurch vereinen werden, dass sie sich über alle Grenzen hinweg ausbreiten.

Dabei übersieht man, dass nichts davon das eigentliche Problem darstellt. Denn es geht nicht um Krieg, sondern um den großen Krieg; nicht um Armut, sondern um massenhafte Armut; nicht um Arbeitslosigkeit, sondern um das Ausmaß an Arbeitslosigkeit. Und da das Ausmaß eines Problems durch die Größe des Gebildes bestimmt ist, das davon betroffen ist, folgt daraus, dass sich die Probleme sozialen Daseins mit jedem Zuwachs bei der Größe einer Gemeinschaft nicht verringern, sondern verschärfen.

Dabei spielt es keine Rolle, dass größere Gemeinschaften auch über größere Mittel verfügen, um mit Problemen fertig zu werden. Denn nach gut malthusianischer Art nehmen diese Mittel tendenziell arithmetisch zu, während die Probleme wachsender Gemeinschaftsgröße sich in geometrischem Verhältnis steigern. Infolgedessen überrascht es nicht, dass die Probleme in allen größeren Nationen dieser Welt die Fähigkeit des Menschen, damit Schritt zu halten, schon längst hinter sich gelassen haben. Die

krebsartig wuchernden Prozesse der Gemeinschaftsvergrößerung und der internationalen Einigung haben bislang nur eines erreicht, nämlich die kleinen Probleme, die sich mit begrenzten Mitteln bewältigen ließen, zu beseitigen und stattdessen große Probleme zu schaffen, mit denen selbst die größten Mächte nicht fertig werden.

Der Kern meines Vorschlags lautet deshalb, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Wenn die zunehmende Größe von Nationen die Schwierigkeiten gesellschaftlichen Daseins überproportional steigert, wird eine Verringerung ihrer Größe, indem man diejenigen, welche die optimalen Proportionen überschritten haben, zerschlägt, diese Schwierigkeiten zwangsläufig überproportional verringern, und es besteht die Möglichkeit, sie wieder der Fähigkeit des Menschen, mit ihnen fertig zu werden, anzupassen. In meinen Augen gibt es keinen anderen Ausweg. Antwort auf Größe ist Kleinheit, nicht immer größere Einheiten, so wie die Antwort auf die Sintflut die Arche Noah und nicht die Titanic war. Seine Zeitgenossen hielten Noah für verrückt. Vielleicht war er das. Aber von ihm stammen wir ab. Die Experten hingegen sind alle ersoffen.

Das heißt natürlich nicht, dass Probleme nicht auch dadurch verursacht sein können, dass Nationen zu klein oder, was auf das Gleiche hinausläuft, zu jung und unterentwickelt sind. Diese Länder finden zwar im Moment unsere größte Aufmerksamkeit, aber sie sind relativ gesehen von eher nachrangiger Bedeutung. Denn die Natur selbst kümmert sich um diese Sache, indem sie jeden Organismus, der zu klein, zu jung oder unterentwickelt ist, mit einem eingebauten Wachstumsmechanismus versehen hat. Infolgedessen wächst alles, was zu klein ist, nicht nur spontan, bis es groß genug ist, um seine Funktion auf bestmögliche Weise zu erfüllen: allein die Tatsache, dass etwas zu klein ist, erlaubt ein umso gesünderes Wachstum und ist tatsächlich die Voraussetzung allen Wachstums.

Während also das Wachstum beim zu Kleinen, Unreifen, Unterentwickelten eine stärkende, reifende und die Form vollendende Wirkung zeitigt, hat es beim Ausgewachsenen, Reifen die genau gegenteilige Folge. Hier führt anhaltendes Wachstum nicht mehr dazu, dass der Organismus gestärkt wird oder reift, sondern dass er altert. Statt Energie setzt er zunehmend Fett an. Statt die Form voll auszubilden, gerät er aus der Form. Und statt dass die Probleme geringer werden, verschärfen sie sich.

Deshalb warnt Colin Clark in seiner Streitschrift über „Growthmanship“, über den Wachstumsfetischismus, vor der übermäßigen Fokussierung unserer Zeit auf das Wirtschaftswachstum – eine Situation, die er mit Bedauern teilweise auch seinen eigenen Schriften zuschreibt. Und aus diesem Grund liegt das eigentliche Problem, vor dem

unsere Generation steht, nicht, wie ich bereits angedeutet habe, in Nationen, deren Größe klein geblieben ist, sondern in Nationen, die zu groß geworden sind; nicht in Ländern, die unterentwickelt sind, sondern in solchen, die überentwickelt sind. Wie im Falle einer Frau, die Atlantic-City-Maße erreicht hat, ist die entscheidende Frage nicht mehr die weiteren Wachstums, sondern wie sich dieses Wachstum eindämmen lässt. Die eigentliche Frage ist eine der Größe, der Gestalt, der Form. Denn Wachstum hat keinen Selbstzweck. Es dient allein dazu, dass eine Sache ihre funktionsbestimmte Form erlangt, ob nun eine Muschel, ein Zahn, ein Baum, der menschliche Körper, eine Gesellschaft oder eine Nation. Es muss ein Ende finden, wenn es seinen Auftrag erfüllt hat.

## 2.

Beginnen wir also unsere Untersuchung mit ein paar typischen Problemen, die mit der übermäßigen Größe von Nationen, Gemeinschaften oder Gruppen zu tun haben. Werfen wir als erstes einen Blick auf Verkehrsunfälle, die laut der gängigen Theorie menschlichen Defiziten wie mangelnder Vorsicht oder fehlender Sorgfalt zuzuschreiben sind. Solange eine Gruppe von Autofahrern so klein ist, dass die Bewegungen ihrer Mitglieder sich nicht in ordentliche statistische Muster fassen lassen, ist eine solche Betonung des menschlichen Elements tatsächlich absolut zutreffend. Sie gilt freilich nicht mehr, wenn eine Gruppe eine bestimmte kritische Größe erreicht – eine Größe, ab der die Zahl der Verkehrsunfälle eine Funktion nicht mehr der charakterlichen Veranlagung einer autofahrenden Bevölkerung, sondern ihrer schieren physischen Masse ist. Von nun an können Statistiker, die es nicht mit Qualitäten, sondern mit Quantitäten zu tun haben, das tägliche Gemetzel auf den Straßen mit der gleichen Präzision vorhersagen, mit der Wissenschaftler die Kollisionsrate von Dampfparkitkeln in einer Brennkammer prognostizieren.

Die statistisch bestimmte Unfallrate einer auf kritische Weise großen Gesellschaft lässt sich deshalb nicht durch Appelle an die Vorsicht reduzieren, sondern einzig und allein durch die Verringerung der Größe der autofahrenden Bevölkerung. Das bedeutet nicht zwangsläufig, dass man die Zahl der Menschen, die Auto fahren, reduzieren müsste, denn den gleichen quantitativ größenreduzierenden Effekt erreicht man durch eine Verringerung ihrer Geschwindigkeit. Das ist der Grund, warum Theaterbesitzer ihr Publikum warnend darauf hinweisen: „Im Brandfall gehen, nicht rennen!“ Denn ein rennendes Publikum ist effektive größer als ein gehendes. Daher müssen die Notausgänge nicht der numerischen, sondern der effektiven Größe eines Publikums angepasst werden, d.h. der numerischen Größe mal Geschwindigkeit. (Wie ich andernorts detailliert gezeigt habe, meint der Begriff der effektiven Größe

von Nationen, Gesellschaften oder Gruppen neben der Zahl der Bevölkerung und der Geschwindigkeit, mit der diese sich bewegt, auch die Bevölkerungsdichte, die administrative Integration und die technische Fortgeschrittenheit einer Bevölkerung. Eine Gesellschaft, die sich schneller bewegt, ist deshalb genauso wie eine, die dichter, integrierter und technisch fortgeschrittener ist, faktisch größer als eine Gesellschaft, die zahlenmäßig genauso bevölkerungsreich ist, aber sich langsamer bewegt, weniger dicht, weniger integriert und weniger fortgeschritten ist.

Aus diesem Grund ist Großbritannien mit einer Bevölkerung von 55 Millionen Menschen eine Großmacht, während Indien mit seiner zehnmal größeren Bevölkerung keine Großmacht ist. Damit ist Großbritannien effektiv ein größeres Land als Indien. Eine verdichtete Gesellschaft jedoch wird schon bald integriert sein, eine integrierte Gesellschaft wird letztlich in den technologischen Fortschritt getrieben, und eine technologisch fortgeschrittene Gesellschaft wird sich automatisch schneller bewegen, sodass am Ende der Entwicklung der Begriff der Gemeinschaftsgröße wieder mit dem der numerischen Größe identisch ist.)

Ein weiteres gesellschaftliches Problem, das sich einzig und allein durch eine Reduzierung der Gemeinschaftsgröße lindern lässt, ist das der Kriminalität. Wenn eine Stadt wie Chicago zwischen diesem und nächstem Freitag knapp 1000 Einbrüche, rund 500 Raubüberfälle, dreißig Vergewaltigungen und fünfzehn Morde erlebt haben wird, dann nicht deshalb, weil die Bewohner Chicagos verkommener wären als andere Menschen. Es hat schlicht damit zu tun, dass eine Stadt von der Größe Chicagos genau diese Art von kriminellen Ereignissen produzieren wird. Tatsächlich sollte es nicht allzu schwierig sein, eine Tabelle, ein Diagramm oder so etwas wie ein „Verbrechensbarometer“ zu erstellen, das die unterschiedliche Häufigkeit anzeigt, mit der die verschiedenen Vergehen und Verbrechen, die vom Betatschen eines Mädchens und vom Taschendiebstahl bis zu Mord und Massaker reichen, von einer bestimmten Gemeinschaft oder Gruppe je nach dem Massendruck, der durch Veränderungen der effektiven Gesellschaftsgröße erzeugt wird, begangen werden. Es würde wenig Unterschied machen, wenn die Bewohner eine Stadt allesamt fröhlich singende Angehörige der Heilsarmee wären.

Das Einzige, was durch die spezifische kulturelle, gesellschaftliche oder nationale Textur einer Gesellschaft beeinflusst würde (allerdings in wenig signifikanter Weise), ist der Punkt, an dem die verschiedenen Verbrechen in die Tat umgesetzt werden. Das ändert jedoch nichts daran, dass die Häufigkeit von Verbrechen innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft, ob in Schweden oder in Sambia, ob von Christen oder Heiden, weiterhin proportional zu ihrer effektiven Gesellschaftsgröße ist. Das

Kriminalitätsproblem in Chicago oder in irgendeiner anderen Stadt lässt sich deshalb nicht durch Bekehrung zum Glauben heilen, sondern allein durch die Reduktion der effektiven Größe der Stadt.

Und wie schon im Falle der Verkehrsunfälle lässt sich das nicht nur durch eine Reduzierung der Bevölkerung bewerkstelligen. Es kann auch gelingen, indem man eine Stadt von kritischer Größe zu einer lockeren Föderation hochgradig dezentralisierter, von geringer Geschwindigkeit bestimmter Gemeinschaften subkritischer Größe umorganisiert, wie William Morris das früher in diesem Jahrhundert für die sich ausbreitende Bevölkerung im Großraum London vorgeschlagen hat. Denn wie wir bereits gesehen haben, hat eine reduzierte Bewegungsgeschwindigkeit, die durch ein hohes Maß an dezentralisierter kommunaler Eigenständigkeit und die daraus resultierende überwiegend fußgängerische Lebensweise möglich wird, die gleiche Wirkung wie die zahlenmäßige Verkleinerung einer Bevölkerung.

Ein weiteres Problem, das sich in seinen schrecklichen Folgen nur durch eine Reduktion gesellschaftlicher Größe eindämmen lässt, diesmal allerdings auf nationaler und nicht auf kommunaler Ebene, ist das Problem des Krieges. Denn auch Krieg wird nicht durch böse Staatsmänner, pervertierte Ideologien, aggressive Völker oder Wirtschaftssysteme verursacht, sondern durch eine kritische nationale Größe. Diese lässt sich definieren als die Größe, ab der die Führer eines Landes zu der Überzeugung gelangen, dass die Macht, die sich aus der Masse seiner Bürger ziehen lässt, größer geworden ist als die Macht aller möglichen Gegenspieler zusammen.

Das erklärt, warum die schlimmste Aggressionsbilanz seit dem Fall der Achsendiktatoren nicht Breschnew, Tito, Franco oder Nasser aufzuweisen haben, deren Macht angesichts ihrer möglichen Gegenspieler in den meisten Fällen subkritisch blieb, sondern der heilige Nehru. In den wenigen Jahren seiner Herrschaft gelang es diesem Schüler Gandhis, drei Kriege zu führen, nämlich gegen Hyderabad, Kaschmir und Portugal, Nepal seinen imperialen Willen aufzuzwingen und schließlich sogar einen Krieg gegen Pakistan vom Zaun zu brechen.

Aus dem gleichen Grund griff China 1962 prompt das Bruderterritorium Nehrus und nicht dasjenige Tschiang Kai Scheks an, als die amerikanisch-russische Konfrontation in Sachen Kuba den Chinesen das Gefühl vermittelte, gegenüber dem erklärten Neutralen, der plötzlich allein dastand, eine kritische Größe erreicht zu haben, nicht aber gegenüber dem erklärten Feind in Formosa, der weiterhin von den USA unterstützt wurde und deshalb in der Lage war, während der gesamten kubanischen Raketenkrise Maos Macht im Verhältnis zur eigenen auf einem subkritischen Niveau

zu halten. Aus dem gleichen Grund zog sich China so schnell, wie es einmarschiert war, auch wieder aus Indien zurück, als die Beilegung der Kubakrise die eigene kritische Macht auch gegenüber Indien wieder auf subkritische Dimensionen reduzierte, denn nun drohte nicht nur Amerika, sondern auch Russland damit, dem neutralen Nehru zu Hilfe eilen.

Der einzig sichere Weg, um das Problem des Krieges zu lösen, besteht somit nicht in einem Netzwerk von Abkommen, Bündnissen, Vereinigungen oder der Mobilisierung einer geschockten öffentlichen Meinung. All das könnte den gegenteiligen Effekt haben: eine subkritische zu einer spontan explosiven kritischen Größe aufzublähen. Die einzige Möglichkeit besteht in der Verkleinerung von Staaten von kritischen auf subkritische Dimensionen.

Auf diese Weise haben Landwirte, die aufmerksamer sind als Staatsmänner, das nicht unähnliche Problem des Kannibalismus unter Hühnern in den Griff bekommen. Als sie merkten, dass dieses Phänomen nur auf großen Farmen bedeutsamere Ausmaße annahm, wo der Anblick des Blutes eines einzigen verletzten Huhns eine mörderische Kettenreaktion gegenseitigen Tothackens in Gang setzen kann, lösten sie das Problem, indem sie die Größe ihrer Bestände auf Dimensionen reduzierten, wie sie auf subkritischen kleinen Farmen zu finden sind. Das Neue an ihrer Methode war freilich, dass sie das Ganze nicht physisch bewerkstelligten, indem sie die Hühner in getrennte Gehege sperrten, sondern, was genauso effektiv war, auf psychologische Weise: Jedes Huhn bekam ein Paar sichtfeldverengender Haftschalen aus Plastik aufgesetzt, die dafür sorgten, dass sie jeweils nur wenige Artgenossen auf einmal sehen konnten – eben wie auf einer kleinen Farm.

Das führte nicht dazu, dass der Hühnerkannibalismus ganz aus der Welt geschafft wurde, so wenig wie die physisch geteilte Kleinstaatenwelt des Mittelalters den Krieg abschaffte. Aber es verhinderte – ähnlich wie die Kleinstaaterei – die Ingangsetzung einer verheerenden Kettenreaktion, die durch große, integrierte Farmen schwappt, sich in künstlich verkleinerten aber gar nicht erst entwickeln kann, und zwar aus dem einfachen Grund, weil die Haftschalen dafür sorgen, dass die überwiegende Mehrzahl der Hühner von dem Blut, das außerhalb ihres Gesichtsfelds möglicherweise vergossen wird, gar nichts mitbekommt. Schon Goethe wusste: „Aus den Augen, aus dem Sinn.“

Dann ist da noch das Problem der modernen Studentenrebellion, dessen Dimension – wie bei jeder Art von Kriegführung – in einem direkt proportionalen Verhältnis nicht zur Substanz der lauthals vorgebrachten Beschwerden, sondern zur Größe der davon betroffenen Universitäten steht. Man hat errechnet, dass die Zahl der

„natürlichen“ Rebellen an einer Hochschule stets bei fünf Prozent der Studentenschaft liegt. Das heißt: Unter 1000 Studenten gibt es 50 echte Rebellen, eine Zahl, die viel zu klein für ein revolutionäres Vorgehen ist, selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, dass sich eine solche kleine Gruppe unterschiedliche motivierter Individuen zu einer eng vernetzten, schlagkräftigen Truppe vereint. An einer kleinen Universität neigen die Rebellen deshalb dazu, das zu tun, was das Salzen mit einer Suppe macht. Sie verleihen dem Ganzen Würze und leisten einen wichtigen Beitrag zu der Lebhaftigkeit, die das akademische Leben auszeichnet. Ihr Tun wird nicht nur besseres Essen in den Mensen zur Folge haben, sofern es ihnen darum zu tun ist, sondern auch zu einer besseren Physik und Ökonomie in den Hörsälen und zu einer besseren Konversation auf den Fluren und in den Kneipen führen.

Wenn aber nun die Studentenschaft 20 000 junge Menschen umfasst, dann summieren sich die gleichen fünf Prozent nicht nur auf die enorme Gesamtzahl von 1000, was der Studierendenzahl einer kleinen Universität entspricht; das Gesetz der sozialen Schwerkraft wird diese in der Folge unausweichlich zu einer einzigen Schocktruppe zusammenschweißen, deren Macht den akademischen Prozess nicht mehr würzt, sondern letztlich zerstört. Ihr Tun wird nicht mehr zu besserem Essen führen, sondern die Cafeterien in Trümmer legen und die Methoden nicht der Physik, sondern der Revolution verbessern. Und da sich diese nur durch fortwährende Praxis perfektionieren lassen, bedeutet das: Wenn es keine Beschwerden gäbe, müsste man sie, wie Voltaires Gott, glatt erfinden.

Das gilt umso mehr, als die Studenten selbst in dieser beispiellosen neuen Umgebung, die durch den explosiven Zuwachs ihrer eigenen Mengen geschaffen wurde, nicht mehr die leiseste Vorstellung davon haben, worüber sie eigentlich Klage führen, nämlich über etwas unendlich viel Grundlegenderes als Vietnam, den Imperialismus, die kapitalistische Ausbeutung, irrelevante Kursangebote oder die Scheinheiligkeit der Älteren. Es ist die Demütigung, die ihnen durch ihren fast vollständigen Identitätsverlust aufgezwungen wurde, der immer dort einsetzt, wo eine Institution so groß wird, dass diejenigen, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, nicht mehr als Individuen mit Namen behandelt werden, sondern als fortlaufende Nummern, die ersonnen wurden, um dem binären Primitivismus des Computers zu dienen.

Das lässt die Studenten laut brüllen: Sie wollen wieder wahrgenommen werden, sie wollen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Descartes sagte einst: *Cogito ergo sum*; für den modernen Studenten ist daraus geworden: *Clamo ergo sum*, selbst wenn das Schreien zur Verhaftung führt. Wenn schon niemand sonst, so wird zumindest ein Polizist die Fragen stellen, die sie unbedingt nur noch einmal wieder hören wollen:

„Wer sind Sie?“ „Wie heißen Sie?“ „Wo sind Sie geboren?“ „Wer sind Ihre Eltern?“ „Wo studieren Sie?“ „Rauchen Sie Hasch?“ „Haben Sie eine Freundin?“ „Was halten Sie von Nixon, Marcuse, Ché Guevara?“ Endlich, endlich ist da jemand, der einen wieder als menschliches Wesen mit einem Namen, mit einer Stimme, mit einer Identität, die anders ist als die aller anderen, behandelt. Doch solange man keine obszönen oder revolutionären Dinge brüllt, wird es nicht einmal die Polizei interessieren, ob du existierst oder nicht, oder sie wird dich allenfalls mithilfe des Knüttels zurück ins Leben prügeln.

Was aber hat den modernen Studenten ihre Identität geraubt? Vietnam? Es ist das gleiche neue Monster übermäßiger Größe, das nicht durch scheinheilige Ältere oder Lyndon Johnson entstanden ist, sondern durch die Schwärme ihre eigenen Mengen, zu denen sie sich zusammenschließen, was unausweichlich die Situation, die ihre schiere Zahl geschaffen hat, verschlimmert. Und wenn die Ursache für die studentischen Klagen die gleiche ist wie für die meisten heutigen Übel, so gilt das auch für die Lösung. Man muss nicht das Pentagon oder das kapitalistische System abschaffen (zumindest nicht aus diesem Grund), sondern die großen Universitäten nach dem Muster von Oxford und Cambridge in Föderationen kleiner, weitgehend autarker und autonomer Colleges auflösen, innerhalb derer der Student wieder individuell kenntlich sein wird, da die Flut seiner Kommilitonen auf eine Vielzahl kleinerer Tümpel schrumpft, die durch Aufteilung genauso große Zahlen absorbieren können wie ein großer See aufgrund seiner riesigen Ausmaße.

Und schließlich ist da das schlimmste Problem der Menschheit, das selbst die konventionellsten Denker einem Element übermäßiger Größe zuschreiben. Es handelt sich nicht um den Aufruhr an den Universitäten, um die Kriminalität oder den Krieg, sondern um die Bevölkerungsexplosion, welche die früher nicht gänzlich unerfreuliche menschliche Spezies in eine Horde biblischer Heuschrecken zu verwandeln droht: von der Krone der Schöpfung zur Krone der Plagen. Es gibt inzwischen einfach zu viele von uns. Und da sich auch das Problem der Überbevölkerung nur lösen lässt, indem man die Bevölkerungsgröße reduziert, scheint es in diesem Fall keinen anderen Ausweg zu geben als die malthusianische Methode des killing or pilling, des Tötens oder der Pille – also durch Krieg, Hunger, Krankheit einerseits und Geburtenkontrolle andererseits.

Es gibt jedoch zwei Arten von Überbevölkerung. Eine ist Folge einer explodierenden Bevölkerung aufgrund einer Geburtenrate, die außer Kontrolle geraten ist. Das ist die konventionelle Art, die man als numerische Überbevölkerung bezeichnen könnte. Die andere könnte man eine Geschwindigkeitsüberbevölkerung nennen; sie wird, wie

wir gesehen haben, verursacht durch einen Zuwachs nicht an Menschen, sondern an Geschwindigkeit, mit der diese sich vor allem infolge der Bedürfnisse, die ihnen durch einen sich verstärkenden Prozess politischer und territorialer Integration aufgezwungen wurden, bewegen. Und genau dieser zweite Typus bildet den unheilvollen Aspekt des heutigen Bevölkerungsproblems. Aus numerischer Sicht verfügt die Welt noch immer über so riesige leere Landflächen, dass sie im Grunde nach wie vor deutlich unterbevölkert ist. Erst wenn wir die effektive Größe der Bevölkerung berücksichtigen, d.h. die numerische Größe mal Geschwindigkeit, kommen wir zu diesen beängstigenden inflationären Größenordnungen, welche die „Masse“ der Menschen genauso betreffen wie die Geldmenge, wenn die Geschwindigkeit ihrer Zirkulation über die Grenzen der Vernunft hinauschießt.

Da aber die Geschwindigkeit, die durch den technologischen Fortschritt möglich wird, mit dem wachsenden Bedarf nach immer schnelleren Kommunikationsmitteln, der aus jedem arithmetischen Zuwachs der territorialen und administrativen Größe einer Gemeinschaft resultiert, tendenziell geometrisch zunimmt, folgt daraus, dass die unendlich vernünftiger Alternative zur Reduzierung einer technologischen oder Geschwindigkeitsüberbevölkerung durch geometrisch verbesserte Tötungsmethoden (laut Fred Hoyle hat die Atombombe die Kosten für die Auslöschung eines Menschenlebens von 1000 £ wie noch im Ersten Weltkrieg auf gegenwärtig 1 £ je Leichnam reduziert) nicht darin besteht, die Mittel der Geburtenkontrolle zu verbessern. Man muss vielmehr Gesellschaften riesigen Ausmaßes und hoher Integration wie Russland, Deutschland, Brasilien, Frankreich, die Vereinigten Staaten oder Großbritannien in Systeme kleinerer, aber eigenständigerer Staaten aufspalten. Ihre geschrumpfte territoriale Größe und die im geometrischen Verhältnis reduzierten Entfernungen für Verkehr und Handel werden zur Folge haben, dass sich ihre Bedürfnisse wieder mit entsprechend reduzierter Geschwindigkeit durch technologisch ungleich einfachere Methoden der Produktion wie des Transports befriedigen lassen – also genau das, was Fritz Schumacher in seinen bekannten Schriften zur mittleren Technologie vorgeschlagen hat.

Das wird den Lebensstandard nicht senken. Im Gegenteil, die gesamte Bedeutung der mittleren Technologie besteht darin, dass sie das gleiche Produkt zu geringeren Kosten anbietet. Ebenso wenig – und das ist der entscheidende Punkt, auf den ich an dieser Stelle verweisen möchte – wird es die Zahl der heute lebenden Menschen senken. Aber das ist, wie ich bereits angedeutet habe, ohnehin nicht das Problem, wenn man bedenkt, dass – abgesehen von ein paar Gegenden wie Indien – unsere halbleere Welt noch nicht von numerischer Überbevölkerung betroffen ist. Das mag in 100 Jahren so sein. Das heutige Problem, das die menschliche Spezies quält,

erstickt, verschmutzt und auszulöschen droht, ist die Geschwindigkeitsüberbevölkerung. Und diese lässt sich, wie Kriminalität, Verkehrstote oder Krieg, drastisch reduzieren durch eine Verringerung der gesellschaftlichen und nationalen Größe, wie sie durch die Zerschlagung der großen Mächte gelingen kann.

### 3.

Nun aber stellt sich die entscheidende Frage. Nachdem ich vorgeschlagen habe, die großen Nationalstaaten in ihre größenmäßig menschlicheren Regionen, die zufällig auch historisch ihre ursprünglichen politischen Einheiten sind, zu zerteilen: Wie sieht es mit den Volkswirtschaften aus? Wären derartige Kleinstaaten in der Welt, in der wir leben, überlebensfähig?

Nachdem ich davon gesprochen habe, das einzige Problem, mit dem der Mensch nicht fertig werde, sei die Größe, und zwar aus dem einfachen Grund, weil er selbst zu klein dafür ist (selbst wenn er sich zu einem Turm von Babel vereint, der uns bemerkenswerterweise nur als Ruine überliefert ist), kleide ich meine Antwort in die Form einer weiteren Frage: Sind die großen Staaten lebensfähig?

Sie sind es, die offenbar ständig Hilfe brauchen, um vor dem Zusammenbruch gerettet zu werden, denn mit jedem Zuwachs an Größe nehmen gleichzeitig in überproportionalem Maße ihre Probleme zu, nicht aber ihre Fähigkeit, diese auch zu lösen. Aus diesem Grund sind sie fortwährend bestrebt, noch größere Vereinigungen zu bilden, auf die sie sich stützen können – das atlantische Bündnis, den Gemeinsamen Markt, die Vereinten Nationen – weil sie das Gefühl haben, zu klein zu sein, um überleben zu können. Den kleinen Gemeinschaften dagegen wie etwa der Schweiz, Island und einer ganzen Reihe anderer geht es recht gut. Als Russland in der Tschechoslowakei einmarschierte, geschah das natürlich deshalb, weil Russland, der übergewichtige Riese, das Gefühl hatte, nicht ohne die Tschechen leben zu können. Die strammen Tschechen dagegen glaubten, dass es ihnen sehr viel besser ginge, wenn sie nicht die Russen auf ihren Schultern tragen und ihnen bei der Lösung von Problemen helfen müssten, die sie selbst gar nicht haben.

Es sind die Großen, die von der Pfundkrise, der Dollarkrise, der Franc-Krise, der Zahlungsbilanzkrise, der Inflation, von Verkehrschaos, Konjunkturzyklen, Umweltverschmutzung, Arbeitslosigkeit, Müllbeseitigung geplagt werden, denn wie die meisten anderen Übel sind auch unsere wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht mehr, wie das früher möglicherweise einmal der Fall war, den gern genannten Ursachen wie

dem Kapitalismus, der ungleichen Verteilung oder dem Imperialismus zuzuschreiben; wie unsere übrigen Gebrechen sind auch sie Folge des Krebsgeschwürs übermäßiger Größe.

Infolgedessen würde ein Land wie Großbritannien sogar wirtschaftlich profitieren, wenn es sich in eine Reihe kleiner, überschaubarer und weitgehend eigenständiger Regionen aufspalten würde, statt noch größere skalenmäßige Schwierigkeiten zu riskieren, zu denen es unvermeidlich kommen würde, sollte sich das Land dem Gemeinsamen Markt anschließen, einem Boot, das ohnehin bereits gefährlich überladen ist. Angesichts so vieler anderer Schwergewichte an Bord bedarf es nur noch einer Sache, damit es sinkt, nämlich dass auch noch Großbritannien aufspringt. Es war nicht nur Ausdruck von Gekränktheit, dass Charles de Gaulle Herrn Soames während ihres berühmten Treffens 1969 diese Warnung zuflüsterte. Er riet Großbritannien, die Bemühungen um einen Beitritt zum Gemeinsamen Markt einzustellen, denn dieser, so sein vertraulicher Hinweis, sei ohnehin an einem Punkt angelangt, an dem er vor dem Aus stehe.

Diese Einschätzung mag ein wenig zu düster gewesen sein, doch wenn der Gemeinsame Markt so lange florierte, lag der Grund dafür nicht in seiner enormen Größe. Diese nämlich beschert ihm seine Schwierigkeiten und wird ihn letztlich in seine Einzelteile zerlegen. Der Grund für seinen langjährigen Erfolg ist die enorme Menge an neuer Aktivität, die er in Gang setzte, weil seine Inneneinrichtung verändert und neu arrangiert werden musste, damit sie zur neuen Umgebung passte: ein wenig Schrumpfen hier, Erweiterung dort, die Errichtung von Fabriken, wo bisher keine waren, die Verlegung von anderen, die Schaffung neuer Verkehrs- und Kommunikationseinrichtungen, neue Verwaltungszentren, neue Ämter, neue Arbeitsplätze. Naturgemäß begann der ganze Apparat heißzulaufen.

Die gleiche Menge neuer Aktivität lässt sich natürlich auch in die entgegengesetzte Richtung lenken: indem man bestehende große Wirtschaftsregionen in Systeme vieler kleiner Gebiete zerlegt. Und da die Prosperität in der neuen Aktivität begründet liegt, ist es egal, wodurch sie ausgelöst wird. Tatsächlich stellte sich der größte wirtschaftliche Fortschritt, wie im Falle der Vereinigten Staaten oder der vor kurzem befreiten afrikanischen Kolonien, immer dann ein, wenn Teilen bislang vereinter Systeme die Unabhängigkeit gewährt wurde, und nicht, wenn bislang unabhängige Länder vereint wurden. Das verschaffte ihnen die Möglichkeit, noch einmal zu wiederholen, was im größeren Maßstab schon lange verknöchert und saturiert war. Und da die Aufspaltung mehr neue Zentren schafft als die Vereinigung, ist die Kette der wohlstandschaffenden neuen Tätigkeit in einer geteilten, pluralistischen Wirtschaftslandschaft tatsächlich beträchtlich produktiver als in einer geeinten, zentralistisch organisierten.

Tatsächlich hat sie den gleichen bereichernden Effekt wie die Aufteilung eines Haushalts, wenn die Kinder heiraten. Binnen kurzem wird es für jedes Kind einen zusätzlichen Haushalt geben, mit der Folge, dass das Gesamtprodukt für alle letztlich sehr viel größer sein wird, als wenn das Wachstum einer brüderlich verbundenen Familie den Weg der Integration genommen hätte: durch eine Vergrößerung des ursprünglichen Haushalts. Da zudem das integrierte Wachstum die Grenzen, die ihm vom Gesetz der sinkenden Produktivität gesetzt werden – ein Umstand, der letztlich jede tribale Entwicklung bremst –, nicht umgehen kann, steigert die flexiblere Alternative, nämlich das Wachstum durch Aufspaltung und Verdopplung oder, wie Julian Huxley es nennen würde, durch adaptive Radiation zu befördern, nicht nur das Gesamteinkommen der nunmehr zerstreuten Familie über das hinaus, was sie als Einheit bekommen hätte, sondern verschafft auch den Pro-Kopf-Einkommen einen überproportionalen Schub. Das sollte nicht wirklich überraschen, wenn man bedenkt, dass, wie Huxley zeigt, adaptive Radiation, Wachstum durch Aufspaltung, die Methode ist, mittels derer die Natur selbst voranschreitet. Die krebsartige Methode des Wachstums durch Ausbreitung und Integration dient ihr vorrangig dazu, Systeme und Formen zu zerstören, derer sie müde geworden ist. Die Natur zerstörte die Dinosaurier, indem sie sie zu groß werden ließ. Und Gleiches mag sie für die Menschheit im Sinn haben, indem sie dafür sorgt, dass die politischen, ökonomischen und religiösen Ökumeniker mit den unitarischen Verknöcherungsplänen entkommen, die sie früher im Turm zu Babel in Fetzen gerissen hat.

#### 4•

Nachdem ich meine allgemeine These formuliert habe – dass nicht nur die gesellschaftlichen, sondern auch die zentralen wirtschaftlichen Probleme unserer Zeit durch übermäßige Größe verursacht werden –, möchte ich im Folgenden nun ein paar spezifische Beispiele untersuchen und zeigen, dass die Antwort darauf auch auf diesem Gebiet nicht die Vergrößerung, sondern die Verringerung institutioneller, gesellschaftlicher und nationaler Größe ist; es geht nicht um die Vereinigung der Kleinen, sondern um die Zerstückelung der Großen.

Beginnen möchte ich mit den Konjunkturzyklen. Auch in diesem Fall werden wir sehen, dass das Störende daran nicht die Tatsache ist, dass sie auftreten, also das wellenartige Muster ihrer Aufs und Abs. Sie sind nicht gefährlicher als die Schwankungen in der Brust eines atmenden Menschen; sie sind ein Zeichen für das Leben, der Rhythmus des Fortschritts. Alles, was sich in der Natur bewegt, schreitet wellenförmig voran. Problematisch ist auch hier wieder die Stärke, die Größe, das Ausmaß,

das diese Schwankungen annehmen können. Und das Ausmaß der Schwankungen wird nicht durch die Wirtschaftssysteme bestimmt, sondern durch die Größe des Körpers, durch den sie hindurchgehen.

Was die Ökonomien übermäßig großer Länder deshalb in Wirklichkeit plagt, ist nicht mehr der altmodische Konjunkturzyklus, sondern das, was ich gerne als Größenzyklen bezeichnen würde. Richtig ist, dass diese oftmals auf dem Rücken von Konjunkturzyklen die Bühne betreten. Tatsächlich aber handelt es sich um unabhängige Phänomene, die in keinerlei Beziehung zum kapitalistischen Wirtschaftssystem stehen, dem sie von den meisten Theoretikern nach wie vor zugeschrieben werden. Sie betreffen die Sowjetunion in Gestalt dessen, was einer meiner Kollegen als „Liquidationszyklen“ bezeichnet, genauso heftig wie die Vereinigten Staaten.

Diese Größenzyklen, die einsetzen, wenn Gesellschaften über die Grenzen menschlicher Kontrolle hinauswachsen, lassen sich offenkundig nicht durch zunehmende Kontrollen, seien sie Marx'scher oder keynesianischer Natur, zähmen. Die einzige Möglichkeit, sie wieder auf überschaubare Proportionen zurechtzustutzen, besteht logischerweise auch in diesem Fall darin, die Größe der betroffenen Wirtschaftsgebiete so weit zu reduzieren, dass sie wieder der kleinen Statur des Menschen entsprechen.

Genau das haben 1961 sowohl Chruschtschow für die gröÙengeplagte Sowjetunion wie auch die Brüsseler Konferenz über Fragen der regionalen Wirtschaft für den gröÙengeplagten gemeinsamen Markt vorgeschlagen. Weil sie merkten, dass das kleine Gebiet, die kleine Staatsform und nicht die große Marktstruktur den Schlüssel zu zyklusresistenten, überschaubaren Ökonomien darstellt (aus dem gleichen Grund bietet die kleine Wasserfläche eines Hafens Schutz vor den windgepeitschten Wellen, die das offene Meer heimsuchen), haben beide eine „neue“ Formel für wirtschaftlichen Erfolg entwickelt, nämlich eine Rückkehr zu dem, was man als „Hafenökonomien“ bezeichnen könnte: die Aufteilung des Integrierten statt der Integration des Geteilten. Die gleiche Vorstellung übernahm man in Italien, als dort die Aufteilung des Landes in fünfzehn „Staaten“ vorangetrieben wurde. Und selbst in Großbritannien sind Bewegungen in Richtung einer Auflösung erkennbar, wie sich anhand der beliebten Cocktailgespräche über „Devolution“, „Stadtregionen“ (die fast so etwas wie Stadtstaaten sind) und den Maud-Report feststellen lässt.

Doch der größte Vorzug einer Reduktion von Ökonomien auf überschaubare Dimensionen besteht darin, dass das, was beherrschbar wird, sich von selbst organisiert. Es besteht so gut wie keine Notwendigkeit mehr, eine Ökonomie zu „managen“.

Eine weitere ökonomische Folge übermäßiger nationaler Größe und nicht ideologischer Feldzüge ist die allmähliche Umwandlung von Systemen freien Unternehmertums, die man nicht mit kapitalistischen Systemen verwechseln sollte, in Systeme zunehmender sozialistischer Kontrolle. Je größer ein Land ist (immer im Sinne seiner effektiven und nicht seiner numerischen Größe), desto größer sind die Reibungen, die durch seine großen Unternehmenseinheiten erzeugt werden. Diese wiederum betrachten ihre eigene Größe nicht ausschließlich, aber doch primär als Folge des riesigen freien Marktes, der ihnen durch die enorme Größe ihrer Nationen zur Verfügung steht und sie zur missbräuchlichen Monopolbildung ermutigt.

Doch je größer die Reibungen zwischen den im Wettbewerb stehenden Riesen sind, desto weniger kann sich eine Gesellschaft diese leisten und desto stärker muss sie darauf setzen, dass die Regierung eine Vielzahl neuer ökonomischer Funktionen übernimmt, die ihr unter den stolzen Do-it-yourself-Prinzipien des laissez-faire verwehrt blieben. Oder anders ausgedrückt: Ab einem bestimmten Punkt nationaler Ausdehnung entstehen sozialistische Kontrollen weniger aufgrund der sozialistischen Indoktrination oder Chruschtschows gemeinhin falsch verstandener kommunistischer Totengräberei, sondern wegen des sozialisierenden Effekts, der übermäßiger nationaler Größe naturgemäß innewohnt. Darum ist es sinnvoller, Großbritannien oder Amerika nicht als den kapitalistischen Gegenpol zur Sowjetunion zu sehen, sondern die Sowjetunion als das kommunistischste Land auf der Welt betrachten, Großbritannien als das zweitkommunistischste und die USA als das drittkommunistischste Land (wenn wir den reflektierten Kommunismus der russischen Satellitenstaaten oder den „Frühkommunismus“, wie er in China existiert, außer Acht lassen). Wenn wir nach dem Gegenpol in Gestalt des freien Unternehmertums suchen, müssen wir unseren Blick auf die Schweiz oder Liechtenstein richten, nicht nach Amerika.

Niemand hat diesem sozialisierenden und kollektivierenden Effekt übermäßiger nationaler Größe eleganter Ausdruck verliehen als Präsident Kennedy in seiner Antrittsrede, als er die individualistische Hierarchie der demokratischen kapitalistischen Werte seiner Vorgänger umkehrte und vom leidgeprüften amerikanischen Bürger verlangte, er solle nicht fragen, was die Regierung für ihn tun könne, sondern was er für die Regierung tun könne. In der kleinen Schweiz ist es noch immer der Bürger, der die Regierung zur Rechenschaft zieht, nicht die Regierung den Bürger. Das ist einer der Gründe, warum der verstorbene Professor Henry C. Simons in seiner *Economic Policy for a Free Society*, wo er von den politischen und wirtschaftlichen Verheerungen spricht, welche die unkontrollierbar riesige Masse der großen Mächte angerichtet habe, mit lapidarer Schlichtheit vorschlägt: „Diese Ungeheuer des Nationalismus und des Merkantilismus müssen zerschlagen werden.“

Ein drittes charakteristisches ökonomisches Größenproblem ist das Problem der Automatisierung, das den Vereinigten Staaten in wirtschaftlich guten Zeiten fast genauso viele Arbeitslose beschert, wie es sie früher im Gefolge von Wirtschaftskrisen gab. Anders als bei früheren Formen technologischer Arbeitslosigkeit, die automatisch auf höheren Ebenen absorbiert wurden, sobald der sie verursachende Fortschrittszyklus vollendet war, sorgt die Automatisierung für dauerhafte Arbeitslosigkeit. Ja, Arbeitslosigkeit ist gerade das Ziel des automatisierten technologischen Fortschritts. Warum aber sollte dies eine Folge übermäßiger nationaler Größe sein?

Allein der riesige freie Markt großer Länder oder, was auf das Gleiche hinausläuft, gemeinsamer Märkte hat dafür gesorgt, dass industrielle Einheiten sich problemlos bis zu dem Punkt ausdehnen können, wo die erschreckende, antisoziale arbeitskräftersparende Effizienz der Automatisierung voll greifen kann. Und weil der Mensch psychologisch nicht dazu gemacht ist, die Demütigung, die ihm von einer Gesellschaft, welche ihn möglicherweise nie mehr um seinen Beitrag bittet, zugefügt wird, einfach hinzunehmen, finden wir hier ein weiteres Beispiel für den inhärenten Sozialisierungseffekt übermäßiger Größe, die ein weiteres Schlupfloch öffnet, über das die Regierung wieder ins ökonomische Bild hineingezogen wird.

Denn da die Privatwirtschaft nicht mehr in der Lage ist, die Arbeitslosigkeit ökonomisch zu absorbieren, muss sie letztlich dadurch aufgesaugt werden, dass man die Bereiche unökonomischer Beschäftigung ausweitet. Das aber kann nur die Regierung leisten, indem sie die beiden unendlich elastischen Auffangbecken menschlichen Überflusses vergrößert, ohne dass dabei die Gefahr zusätzlicher Produktion besteht: die Bürokratie und die Armee. Infolgedessen ist es, anders als Marx gedacht hat, die übermäßige nationale Größe und nicht der nach Profit strebende Kapitalismus, die neben einem sozialisierenden Effekt auch militarisierende Wirkung hat, insofern die Armee als unverzichtbare, die Würde bewahrende Tarnung für versteckte Arbeitslosigkeit dient.

Kleinere Länder dagegen, die durch die ökonomischen Diskontinuitäten politischer Grenzen eingeschränkt sind und die Größe ihrer Firmen deshalb weitgehend der Größe ihrer verlässlicheren, überschaubaren, kontrollierbaren kleineren nationalen Märkte anpassen, sind von Natur aus wenn schon nicht davor gefeit, so doch wenig geneigt, ihre Unternehmenstätigkeiten bis zum letzten Grad arbeitssparender Effizienz auszudehnen. 80 Prozent der Firmen in der Schweiz (die zufällig das am höchsten industrialisierte Land der Welt ist) beschäftigen weniger als fünfzig Mitarbeiter. Das macht sie technologisch weniger effizient. Doch in seinen Schriften zur mittleren Technologie hat Fritz Schumacher gezeigt: Gerade weil kleine Länder der technolo-

gischen Effizienz einen Dämpfer verpassen, bieten sie größere Beschäftigungschancen, sodass sie sozial und sogar ökonomisch (aber nicht ökonomisierend) mögliche Produktionsverluste ausgleichen, indem sie auf die zweifelhaften Segnungen der Automatisierung verzichten.

Ein viertes wichtiges ökonomisches Größenproblem betrifft die Steigerung des Lebensstandards. Da ein hoher Lebensstandard von hoher Produktivität abhängt und Produktivität tendenziell mit der Größe einer Nation zunimmt, könnte man davon ausgehen, dass größere Länder oder solche, die größeren gemeinsamen Märkten angehören, zwangsläufig einen höheren Lebensstandard zu bieten haben als kleinere Länder.

Bis zu einem gewissen Punkt stimmt das auch. Aber nicht nur die Produktivität nimmt mit der Größe von Nationen zu, auch die Instandhaltungskosten und andere Komplexitäten nehmen zu. Und da diese Komplexitäten mit steigender Produktivität überproportional zunehmen, folgt daraus, dass ab einem bestimmten Punkt nationaler Expansion ein zunehmender Anteil der größeren Produktivität auf sozialen statt persönlichen Konsum bzw. auf den sozial verursachten persönlichen Konsum nicht wirklich genossener Notwendigkeiten umgelenkt werden muss. Bedenkt man, woher dieses Bedürfnis rührt, könnte man diese Vielzahl neuer Notwendigkeiten als Größen-, Wachstums- oder Dichte-Waren bezeichnen – Kategorien von Gütern, zu denen Ersatzteile für Autoreparaturen, Pendlerdienste, Vorrichtungen gegen die Umweltverschmutzung, Aspirintabletten und ein Großteil der medizinischen und juristischen Dienstleistungen zählen. Sie tragen nicht zum Lebensstandard, sondern zu den Lebenskosten bei und zeichnen sich durch die Tatsache aus, dass sie die Qualität unseres Konsums senken, während sie so tun, als würden sie dessen Quantität steigern. Unter dem Deckmantel, unseren Reichtum zu mehren, lassen sie uns verarmen. Kein Wunder also, dass wir jedes Mal, wenn die Produktion und mit ihr unser Einkommen und unser Konsum neue Rekordhöhen erklimmen, damit wir die wachsenden Komplexitäten unsere modernen Massenexistenz bewältigen können, einen gewissen Luxus aufgeben müssen, denn wir uns leisten konnten, als wir, unseren Statistikern zufolge, eigentlich weniger hatten.

Die weniger geplagten kleineren Gesellschaften andererseits können auf den kostspieligen Konsum von Größen- und Dichte-Waren verzichten, mit der Folge, dass sie oft besser dran sind, nicht weil sie sich mehr Konsum leisten können, sondern weil sie in dem Luxus schwelgen, weniger zu konsumieren, indem sie zu Fuß gehen, wo andere den Bus nehmen müssen.

Mit anderen Worten: Ein qualitativ hoher Lebensstandard hängt nicht nur von einer halbwegs hohen Produktivität ab. Er hängt an zweiter Stelle von der Fähigkeit eines Landes ab, die Kosten seiner gesellschaftlichen Maschinerie so zu beschränken, dass die Früchte hoher Produktivität dem Bürger zugute kommen und nicht vom problemgeplagten Staat aufgefressen werden. Und drittens beruht er auf einer uneinträchtigen Lebensweise, die dafür sorgt, dass Produktivitätszuwächse in einen vermehrten Konsum von Luxusdingen statt von sozial erzeugten ungenießbaren Notwendigkeiten fließen.

Auch hier kommt dem Konzept nationaler Größe wieder entscheidende Bedeutung zu. Denn nur ein relativ kleiner Staat mit seinen proportional geringeren Verwaltungsproblemen, seinen kürzeren Distanzen und kleineren Menschenmengen bietet die notwendigen Voraussetzungen für einen qualitativ hohen Lebensstandard. Expandierende, größere Staaten dagegen werden letztlich unausweichlich Opfer des gleichen Problems, das auch Wolkenkratzer betrifft, sobald sie die optimale Höhe von fünfzig oder sechzig Stockwerken überschreiten: Von diesem Punkt an aufwärts beginnt der Kosten-Raum, den man für die Instandhaltung des Gebäudes benötigt, stärker zu steigen als der Zahlungs-Raum, den die Einkünfte verschaffen.

Das geht, wie Architekten berechnet haben, so weiter bis zu einer Höhe von 400 Stockwerken, ab der ein Wolkenkratzer zwar ausgesprochen beeindruckend aussieht, aber er müsste dann aus nichts weiter als Aufzügen bestehen, um all die Menschen zu transportieren, die darin leben könnten – hätte ihnen nicht der benötigte Lift-Raum allen Lebensraum genommen. Ähnlich wie im gefestigten übergroßen Weltstaat von 1984 wären die einzigen Jobs, die ein so majestätisches Gebäude zu bieten hätte, Beschäftigungen als Liftjungen, so wie ein Flugzeug, das größer als ein Jumbojet wäre, nur noch über Toilettensitze verfügen würde, die jenseits einer bestimmten Passagierzahl jede andere Sitzmöglichkeit ausschließen würden.

Von den vielen anderen ökonomischen Problemen, deren Lösung nicht mit großangelegter nationaler oder internationaler Kooperation, sondern mit der größenmäßigen Schrumpfung der betroffenen Ökonomien auf lokale Dimensionen verbunden ist, möchte ich nur noch eines erwähnen. Das ist das Problem der Unterentwicklung, das nicht nur die früheren kolonialen Anhängsel imperialer Nationen belastet, sondern auch ihre metropolitanen Mutterländer, sofern diese von übermäßiger, wirtschaftlich kritischer Größe sind.

Wenn Wales, die Bretagne, Kalabrien und Sibirien so lange vernachlässigt wurden, dann nicht deshalb, weil diese Regionen von rückständigen Primitivlingen bewohnt

würden. Es hat vielmehr damit zu tun, dass die hoch entwickelten Länder, deren integraler, aber peripherer Bestandteil sie seit langem sind, so groß sind, dass ihre Zentralregierungen es schlicht nicht geschafft haben, sich um sie zu kümmern, weil sie so viele näherliegende und dringlichere Dinge zu erledigen hatten. All diese Gebiete sind seit langer Zeit Teil großer politischer Entitäten und gemeinsamer Märkte – ohne dass sie etwas davon hatten. Denn sie alle wurden Opfer dessen, was man als Gesetz der peripheren Vernachlässigung bezeichnen könnte, demzufolge staatliches Interesse ähnlich wie eheliche Treue oder die Anziehungskraft mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt.

Deshalb warnte Thomas Balogh 1962, als Großbritannien den ersten Versuch unternahm, dem Gemeinsamen Markt beizutreten, vor der Marshall Society davor, jeder Zusammenschluss von Ländern, selbst wenn eines von ihnen technologisch fortgeschritten sei, beschleunige die Entwicklung derjenigen, die einen Schritt hinterherhinken, keineswegs, sondern verzögere sie um Jahrhunderte, wie er anhand der Vereinigungen von Schottland mit England, Irland mit England und Ungarn mit Österreich beispielhaft zeigte. Dagegen genügte oft allein schon Trennung und Abspaltung, die unvermeidlich zur Folge haben, dass die Größe von Dingen auf überschaubare menschliche Dimensionen schrumpft, um die Kettenreaktion einer drastischen Wirtschaftsentwicklung auszulösen – und zwar nicht nur in den Ländern, die sich abspalteten, sondern auch in den „Mutterländern“. Das geschah beispielsweise, als sich die amerikanischen Kolonien von England, Island von Dänemark, Norwegen von Schweden oder, nach dem letzten Krieg, Österreich von Deutschland trennten.

Ähnlich verhielt es sich im Falle von Puerto Rico, dem bekanntesten Beispiel einer rasanten modernen Entwicklung, das mir besonders nahe ist. Das Ereignis, das schließlich den spektakulären Aufschwung der kleinen Inselgemeinschaft in Gang setzte, war nicht der gemeinsame Markt mit den riesigen Vereinigten Staaten. Ihm hatte es seit 1898 angehört, ohne den geringsten Impuls zu verspüren. Ebenso wenig erwachte plötzlich das amerikanische Gewissen. Der Grund war vielmehr das plötzliche puertoricanische Erwachen. Was das Land wirklich voranbrachte, waren also nicht nationale, sondern lokale Belange; nicht das „Unternehmen Sympathie“, sondern das „Unternehmen Selbsthilfe“, das unter dem Namen „Operation Bootstrap“ Berühmtheit erlangte; nicht engere Bindung an das amerikanische Festland, sondern die Gewährung eines beträchtlichen Maßes an Ehrgeiz weckender lokaler Autonomie, die unvermeidlich dazu führte, dass die ungeheuren Kräfte, die in jeder Region schlummern und durch jede Union unterdrückt werden, zu Tage traten.

Aus diesem Grund beschloss sogar die Sowjetunion nach vierzig Jahren Zentralisierung, ihre unterentwickelten Regionen nicht durch weitere zentralisierte Lenkung zu entwickeln (die ja gerade die Ursache ihre Rückständigkeit war), sondern durch die Aufteilung des unhandlichen Kolosses in siebzehn hochgradig autonome Distrikte von besser überschaubarer Größe. Und es ist auch der Grund, warum ehemalige Slumsiedlungen wie Venedig oder Florenz ohne ausländische oder auch nur gegenseitige Hilfe und in heftiger Konkurrenz statt in brüderlicher Zusammenarbeit zu beispiellosem Glanz gelangen konnten.

In der Kleinheit ihrer unverbundenen, selbstbezogenen, souveränen Herrschaftsbereiche gab es schlicht kein Problem, das sich nicht im Rahmen der vor Ort verfügbaren geistigen und materiellen Ressourcen hätte lösen lassen. Hätten sie ihre Armut beklagt, wie wir das heute zu tun pflegen, oder mit ihrer Entwicklung gewartet, bis Italien vereint oder der gemeinsame Markt gebildet war, dann würden sie vermutlich heute noch in ihrem Elend verharren.

Insofern ist der beste Weg, die Probleme der Unterentwicklung zu lösen, genau der gleiche wie in allen anderen Fällen. Wirtschaftshilfe nach dem Gießkannenprinzip über zuvor vernachlässigte metropolitane Regionen oder ehemalige Kolonien auszuschütten wird wenig bewirken. Gleiches gilt, wenn sie in gemeinsamen Märkten aufgehen oder sich politisch enger zusammenschließen. Das zeitigt lediglich in der Anfangszeit des Möbelverrückens Folgen, wenn alles entsprechend einer komplizierteren Existenz neu arrangiert werden muss, doch dieses neue Dasein wächst selbst den Größenexperten, die es herbeigeführt haben, schon bald über den Kopf. In der Politik und in der Wirtschaft ist es nicht anders als in einer Ehe: Eine Verbindung ist erst sinnvoll, nachdem die Partner zur Reife gelangt sind, wenn sie ausreichend entwickelt sind, um die Last einer größeren Institution zu schultern, nicht aber als Mittel, um einen Reifezustand zu erreichen. Tatsächlich ist eine der Hauptursachen heutiger Unterentwicklung, dass die davon Betroffenen zumeist verfrüht Teil von Staaten wurden, die, sogar im Falle ehemaliger Kolonien, in erster Linie in einem zu großen Maßstab organisiert waren.

Nein! Die beste Lösung besteht auch in diesem Fall darin, die Großen nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch in ein System kleiner, konkurrierender regionaler Staaten oder Stadtstaaten aufzuspalten. Eine Entwicklung, die sonst möglicherweise Jahrhunderte dauert, wird dann binnen einer Generation stattfinden, wie das in Athen unter Peisistratos der Fall war, über dessen Bauten der Geograph Pausanias Jahrhunderte später meinte: „Als sie neu waren, sahen sie schon alt aus. Nun, da sie alt sind, wirken sie noch immer wie neu.“ Oder wie im alten Rom unter Augustus, der sich zu Recht

dafür rühmte, er habe die Stadt in Stein vorgefunden und in Marmor hinterlassen. Sicher, Rom war das Zentrum eines großen Imperiums, aber seine Verwandlung war, wie die gleichzeitige Verwandlung zahlloser anderer Städte der damaligen Zeit, das Ergebnis autonomer lokaler, nicht aber integrierter imperialer Bemühungen.

## 5.

Ich weiß nicht, ob Ihnen die Idee, zahlreiche Probleme Großbritanniens zu lösen, indem man es in eine Vielzahl kleiner Entitäten auflöst und nicht in das neo-römische Imperium des Gemeinsamen europäischen Marktes integriert, nach meiner ausgiebigen Darlegung besser schmeckt als zu Beginn. Einige mögen ihr durchaus einen gewissen Sinn abgewinnen. Aber selbst sie werden das Gefühl haben: „Vielleicht sollte man das machen. Aber kann man es auch tun? Lässt sich die Uhr wirklich zurückdrehen?“

Natürlich kann man die Uhr zurückdrehen. Haben Sie es je versucht? Ich mache das jeden Tag, denn meine geht ständig vor. Insofern ist schon die Analogie eigentlich Blödsinn. Es wäre gerade so, als würde man behaupten, Miniröcke ließen sich nie wieder länger machen oder Maxiröcke könne man nun, da sie bis zum Boden reichen, nicht mehr kürzen. Jede weitere Verlängerung aber würde sie in Wischmobs verwandeln. Wie mein Freund Alwyn Rees zu sagen pflegt, wenn Menschen behaupten, man müsse immer weiter voranschreiten, weil es keinen Sinn habe, zurückzugehen: „Wenn Sie am Rande des Abgrunds stehen, ist nur eines sinnvoll, nämlich zurückzugehen.“ Und es bin nicht ich, der behauptet, wir stünden am Rande des Abgrunds. Sie können das jeden Tag lesen, ob im Guardian, in der Times oder in der Western Mail. Doch schon im nächsten Satz beharren die Leitartikler darauf, das Land müsse voranschreiten. Das ist so, als würde ein Arzt einem Krebspatienten erklären: „Da Sie nun schon mal Krebs haben, wollen wir sein weiteres Wachstum befördern“, obwohl er genau weiß, dass die einzige Überlebenschance darin besteht, das rückwärtsgewandte romantische Kleinzellensystem des menschlichen Körpers wiederherzustellen.

Doch bei aller journalistischen Schwarzmalerei sind im Falle Großbritanniens sämtliche Voraussetzungen für eine „Rückkehr“ zu einem gesunden Kleinzellensystem gegeben. Keine davon müsste künstlich geschaffen werden. Sie bestehen noch immer in den vielen aufregend unterschiedlichen Regionen Englands, deren eigenständige politische Existenz sich mit der gleichen Leichtigkeit herstellen ließe, mit der Sir Francis Bacon die eigenständige territoriale Existenz der traditionellen Grafschaften beschwor. Mögen diese auch nicht mehr nach dem Geschmack der heutigen Integrationsbürokraten, der Eurokraten oder der Britokraten sein, so sind sie doch mit Sicherheit nach dem Geschmack Rutlands.

Um den Überlebensfordernissen unserer Zeit gerecht zu werden, müsste man nur ihre Bindungen an London lockern und sie zu Gruppen zusammenfassen, die zehn oder zwölf Staaten bilden, föderal vereint unter der Krone, aber jeweils mit eigenem Parlament und eigener Regierung mitsamt eigenem Initiativ- und Handlungsrecht. Tatsächlich schlugen die Devolutionisten der verschiedenen Parteien in etwa genau das vor. Es ist allein die grundlegende Vorstellung regionaler Souveränität, die ihnen noch immer Angst macht, nachdem sie zu lange in der bequemen geistigen Geborgenheit der Abhängigkeit vom zu Großen gelebt haben.

Und dann sind da natürlich Großbritanniens keltische Regionen – Wales, Schottland, Cornwall, die Isle of Man, Irland –, die sich bis heute nicht nur ihre regionale, sondern auch ihre nationale Identität und, im Falle von Wales, auch ihre eigene Sprache bewahrt haben. In ihrem Fall besteht noch weniger Notwendigkeit, sie künstlich wiederauferstehen zu lassen. Es sind die großen politischen Entitäten, die stets ein künstliches Produkt sind, nicht die kleineren, die ebenso Teil der natürlichen Landschaft sind wie die Wälder und Berge, die ihnen ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Im Bewusstsein des Menschen verankert sind sie deshalb nicht infolge von Propaganda, sondern aufgrund seines Heimatinstinkts.

Im Falle der keltischen Nationen, die wirtschaftlich unter den geographischen Folgen der peripheren Vernachlässigung zu leiden haben, die automatisch endet, wenn eine periphere Region in einen eigenständigen Staat verwandelt wird, würde diese Aufgabe umso leichter fallen, wenn man bedenkt, dass in den letzten Jahrzehnten überall starke nationalistische Bewegungen entstanden sind. Allein in Wales hat die regionale Unabhängigkeitspartei Plaid Cymru unter der klugen Führung von Männern wie Gwynfor Evans derart an Stärke gewonnen, dass ihre offizielle Mitgliederzahl mit über 40 000 Beitragszahlern sogar die der Labour Party übersteigt. Und die Scottish Nationalist Party liegt nicht weit dahinter.

Um für ihre Nationen die Unabhängigkeit zu erlangen, bedürfte es also offenbar lediglich einer Intensivierung der Propaganda weg vom Künstlichen hin zum Natürlichen, von einem durch Eroberungszüge gesicherten Großbritannien, wie der heilige Augustinus das formulieren würde, zu dem, was Gwynfor Evans als „britannische Konföderation“ kleiner Staaten bezeichnet, „die in Freundschaft zusammenleben, die Grenzen des jeweils anderen nicht überschreiten und nicht von Eifersüchteleien zerfressen sind“. Wenn Sir Francis Bacon die Gründung des Vereinigten Königreichs herbeiführen konnte mittels seiner hundert Jahre vor ihrer Umsetzung entwickelten Idee, dessen Mitglieder zu „verländlichen“, warum sollte es dann so unvorstellbar sein, Gwynfor Evans' Idee einer britannischen Konföderation durch die Regionalisierung des Vereinigten Königreichs in die Realität umzusetzen?

Paradoxerweise ist das Haupthindernis, das einer so „extremen“ Devolution im Weg steht, die Angst vor den wirtschaftlichen Verwerfungen, zu denen dies in einem Land führen könnte, dessen ökonomische Hauptschwierigkeiten wie im Falle aller anderen Großmächte gerade dadurch verursacht sind, dass es zu stark integriert und zu stark zentralisiert ist. Tatsächlich würde es überhaupt keinerlei Verwerfungen geben, keinerlei schmerzhaften plötzlichen Bruch bestehender Bindungen, so wie der Einbau einer neuen Küche in einem Haus die bestehenden Koch- und Erhitzungsgewohnheiten einer Familie nicht über den Haufen werfen würde. Die neue Küche würde lediglich dazu führen, dass sich ein neues Muster herausbildet, indem der alte Küchenraum nach und nach neuen Verwendungen zugeführt würde.

Insbesondere würde die Neustrukturierung keineswegs die Errichtung von Zollschranken oder die Aufgabe eines gemeinsamen britischen Marktes bedeuten, so wie die Souveränität einzelner Wohnungen in einem Hochhaus nicht bedeutet, dass eigene Aufzüge oder Lobbys geschaffen würden, weshalb die Wohnungen weiterhin als Teile einer einzigen Einheit fungieren. Es bedeutet lediglich, dass die verschiedenen Mitgliedstaaten nun ihrer gemeinsamen Marktwirtschaft eine regionale hinzufügen würden, die im Gegensatz zu Ersterer hauptsächlich auf den heimischen Markt ausgerichtet wäre. Sie wäre kleiner, was ihre Produktionseinheiten betrifft, nicht aber im Hinblick auf ihren Gesamtausstoß.

Insofern würden bestehende Großindustrien wie etwa die Chemie- oder die Stahlindustrie in Wales, die auf einen gemeinsamen Markt ausgerichtet sind, nicht zerschlagen; ebenso wenig würden sie von einem unabhängigen Wales übernommen. Tatsächlich würden sie weiterhin durch eine zentrale konföderale Institution reguliert und damit weiter Großbritannien als Ganzem dienen. Allerdings würde ihr Anteil in Relation zur kleineren Regionalökonomie allmählich sinken, wenn Letztere den Punkt erreicht hat, an dem sie für 70 oder 80 Prozent der lokalen Wirtschaft statt wie gegenwärtig für 20 oder 30 Prozent verantwortlich ist.

Mit anderen Worten: Am Ende des Übergangsprozesses gäbe es eine zwei- oder gar dreistufige Ökonomie, die sich zusammensetzt aus (1) einem gemeinsamen Marktsektor, der durch eine gemeinsame konföderale Behörde verwaltet wird; (2) einen regionalen Sektor, der weitgehend auf kleinen Unternehmen beruht und deshalb überwiegend durch Privatfirmen entwickelt und verwaltet würde; und (3) einen öffentlichen Sektor innerhalb des regionalen Sektors, in dem die Regierung Unternehmen kontrolliert, die wie etwa die Eisenbahn, Strom oder Gas auch auf regionaler Basis von Natur aus so groß oder gesellschaftlich bedeutsam sind, dass sie am besten nicht wettbewerbsorientiert privat, sondern zentral und monopolistisch geführt werden.

Kurz gesagt würde eine regionale Revolution politischer Souveränität vor allem eines bewirken: Sie würde alles Bestehende bewahren, aber dem, was heute nicht besteht, eine Menge hinzufügen und damit sowohl die Teile als auch das Ganze bereichern. Infolgedessen würde sie den Lebensstandard nicht senken, sondern steigern, und statt die Regionen sinnlos integriert und in jeder Phase ihres Daseins in Abhängigkeit voneinander zu halten, würde sie sie in die Lage versetzen, zwar nicht volle, aber doch hochgradige Eigenständigkeit zu erlangen.

Und das wäre in der Tat der Hauptvorteil einer Zerschlagung Großbritanniens wie auch jedes anderen großen Staates. Denn ein hohes Maß an regionaler Eigenständigkeit oder Kompartimentalisierung, wie man in Analogie zum Strukturwandel sagen könnte, der moderne Schlachtschiffe praktisch unsinkbar gemacht hat, ist in diesem atomaren Zeitalter für das Überleben der Menschheit so unverzichtbar, dass es selbst dann sinnvoll wäre, wenn es eine Senkung des Lebensstandards bedeuten würde – was aber glücklicherweise nicht der Fall ist.

Der Grund, warum wir im atomaren Zeitalter eine gegliederte regionale Eigenständigkeit brauchen, ist folgender: Es gibt absolut keinen Grund zu der Annahme, unsere Generation, die von einer so naiven Gruppe von Staatsmännern wie nie zuvor angeführt wird, würde vor dem zurückschrecken, was jede frühere Menschheitsgeneration getan hat, nämlich die Zerstörungsinstrumente, die sie erfunden hat, für den intendierten Zweck einzusetzen – eben Zerstörung. Es macht dabei keinen Unterschied, dass die Atombombe im Gegensatz zu konventionellen Waffen die Menschheit selbst auslöschen könnte. Einem Mörder ist das reichlich egal. Es würde sein Tun wahrscheinlich sogar noch aufregender machen. Und für jemanden, der getötet wird, spielt es keine Rolle, ob er zusammen mit vier oder vier Milliarden anderen stirbt. Was ihn betrifft, so endet mit seinem Leben alles Leben. Und es ist auch egal, ob er durch die Kugel eines Scharfschützen oder durch eine Wasserstoffbombe umkommt. Im einen wie im anderen Fall ist er genauso tot.

Über den drohenden Atomkrieg können wir also nur das sagen, was Römer oder von mir die Versicherungsunternehmen über den Tod gesagt haben: dies certus an, incertus quando. Er kommt mit Sicherheit, ungewiss ist allein, wann er kommt. Es kann nächste Woche oder in fünfzig Jahren passieren, aber es wird innerhalb der Lebensspanne vielleicht nicht der Älteren unter uns, aber mit Sicherheit der heute lebenden jüngeren Generation passieren, die lustvoll gegen alles protestiert, nur nicht dagegen. Und es wird passieren, weil das Tun der Menschen wie die Kollision von Materieteilchen nicht durch kodifiziertes Recht oder moralische Regeln bestimmt wird, sondern durch das statistische Gesetz, das Gesetz der Zahlen.

Wenn, wie schon gesagt, eine Bevölkerung eine bestimmte Größe erreicht, beginnt sie eine bestimmte Kriminalitätsrate zu erzeugen, und zwar nicht infolge ihrer Verkommenheit, sondern aufgrund ihrer physischen Masse. Das Gleiche gilt für Konfliktsituationen zwischen Nationen. Ganz gleich wie friedliebend die Beteiligten sind: Von den 10 000 bis 15 000 derartigen Situationen, die die gegenwärtige Weltbevölkerung statistisch gesehen jedes Jahr produziert, werden zehn oder zwölf alle zehn Jahre zu einem konventionellen Krieg führen und ganz wenige, vielleicht fünf oder sechs alle fünfzig Jahre, zu einer Situation, die einige Staatsmänner zu dem Ausruf animieren wird: „Sobald ich von einer Gefahr für die Zivilisation höre, greife ich nach meiner Atombombe.“ Die erste derartige Situation, die Kubakrise, wurde gerade noch rechtzeitig entschärft. Doch von den vier oder fünf Situationen, die in den nächsten 42 Jahren noch kommen werden, ist eine statistisch dazu bestimmt, zum Höhepunkt zu führen. Und es braucht eben nur eine.

Meine Zahlen mögen manchem zu optimistisch sein. Aber ich will damit zeigen, dass, ganz unabhängig von den tatsächlichen Zahlen, die Statistik und nicht der gesunde Menschenverstand das Universum regiert, wie der Physiknobelpreisträger Erwin Schrödinger in seinem brillanten Büchlein Was ist Leben? gezeigt hat.

Damit die atomare Zerstörung wirtschaftlich ist, müssen eine Handvoll Atombomben, die auf eine Handvoll strategischer Zentren hochgradig integrierter Gemeinschaften geworfen werden, kolossale Verwüstungen anrichten. Wirft man eine solche Bombe auf den Hafen von New York ab, so wird das mehr als 2000 Kilometer entfernte Puerto Rico binnen drei Monaten kapitulieren, ohne dass vor Ort ein Schuss gefallen wäre, denn das dortige Wirtschaftsleben ist vollständig auf die riesige interdependente Ökonomie der kontinentalen USA ausgerichtet. Aus dem gleichen Grund werden Wales, Schottland, Yorkshire, Lancashire oder Kent zum Untergang verurteilt sein, wenn eine Handvoll Atombomben auf Zentren wie London abgeworfen werden, ohne die der integrierte Rest des Landes nicht funktionieren kann. Das ist es, was einen Atomkrieg lohnenswert macht.

Wenn aber ein großer Staat wie Großbritannien in ein System weitgehend eigenständiger kleiner Regionen aufgespalten wird, dann werden auf London abgeworfene Bomben nur London zerstören. Der Rest des Staatsschiffs wird ähnlich wie ein Schlachtschiff, bei dem ein Kompartiment von einem Torpedo getroffen wurde, nicht nur weiterfahren können, die unbeschädigt gebliebenen Wirtschaftsregionen werden auch den beschädigten Teil über Wasser halten, bis er wieder auf eigenen Füßen steht. Das gesamte System eigenständiger, für sich lebensfähiger Ökonomie wird sich deshalb allein dadurch in die Knie zwingen lassen, dass man auf alle separat und

gleichzeitig Atombomben wirft, was die ganze Sache sowohl statistisch riskant als auch ökonomisch ruinös machen würde, und zwar für den Angreifer, nicht für die vielen Ökonomien von begrenzter Größe, die kein Ziel darstellen, das dem Zerstörungspotenzial sündhaft teurer Nuklearsprengköpfe entspricht.

Und aus diesem Grund ist regionale Eigenständigkeit im kleinen Maßstab nicht nur das einzige Mittel, um das verheerende Zerstörungspotenzial des Atomkriegs zu zerstören; es ist aus genau diesem Grund auch das einzige Mittel, das tatsächlich einen Atomkrieg verhindern könnte, weil es sich nicht mehr lohnt, gleich zu Atomwaffen zu greifen. So wie der Mensch gestrickt ist, besteht natürlich die Möglichkeit, dass nicht einmal das funktioniert. Aber wenn es einen Ausweg gibt, dann ist es dieser. Wie sagte André Gide auf dem Totenbett: „Ich glaube an die Tugend kleiner Nationen. Ich glaube an die Tugend kleiner Zahlen. Die Welt wird von wenigen gerettet werden.“

Genau das glaube ich auch.

## 6.

Zusammenfassend möchte ich betonen: Was ich Ihnen hier vermitteln wollte, war nicht eine Übung in Sachen Prognosefähigkeit oder das Bild einer düsteren Zukunft. Ich wollte eine neue Interpretation der Geschichte liefern.

Marx hat behauptet, die Hauptursache historischen Wandels sei eine Veränderung der Produktionsweise: eine Veränderung der Methoden, mit denen wir unseren Lebensunterhalt verdienen. Wie alles, was Marx getan und gesagt hat, ist das eine wunderbar durchdachte Interpretation und sie ist von großem Wert, will man die Zwischenstationen auf der Reise des Menschen über den Kontinent einer neuen Epoche erklären, sobald er dessen Ufer erreicht hat. Wie aber ist er dort hingekommen?

Was Marx' Interpretation nicht erklärt, ist die Kraft, die den Menschen vom Kontinent einer historischen Epoche zum nächsten treibt; sind die Veränderungen, die nicht innerhalb historischer Perioden, sondern zwischen ihnen auftreten. Warum sollten alte Epochen enden und neue beginnen? Und warum sollte die angebliche Hauptursache historischen Wandels, die Produktionsweise selbst, sich von Zeit zu Zeit so radikal und unerklärlich ändern – von der Jagd zur Weidewirtschaft, von der Weidewirtschaft zur Landwirtschaft, von der handwerklichen Produktion zur maschinellen Produktion, von der mittleren zur fortgeschrittenen und atomaren Produktion unserer Existenzmittel?

Die Antwort scheint einfach zu sein. Es muss eine andere primäre Ursache geben, welche der Produktionsweise als historischem Veränderungsfaktor die gleiche nachrangige Position zuweist, die Marx den Ideologien oder großen Staatsmännern zugedacht hatte: es ist die Veränderung der Größe einer Gesellschaft. Wie ich zu zeigen versucht habe, erklärt dies alles, was die marxistische Interpretation erklärt, aber auch jede Menge von dem, was diese nicht erklärt. Vor allem erklärt es die regelmäßigen Veränderungen der Produktionsweise als solcher, die für den Marxismus das sind, was der *deus ex machina* für das griechische Drama ist – der Grund, der keiner Erklärung bedarf, weil er selbst keinen Grund hat.

Während also die Veränderung von einer pastoralen zu einer landwirtschaftlichen Produktionsweise die damit einhergehenden Veränderungen im Überbau der Gesetze, Sitten, Legenden und Einstellungen ausgezeichnet erklärt, liefert sie keine Begründung, warum in aller Welt die Schäfer ihre paradiesischen Berghänge hätten verlassen und in die Täler ziehen sollen, wo sie ihren Lebensunterhalt viel härter verdienen mussten, nämlich indem sie im Schweiß ihres Angesichts den Boden bestellten.

Wenn wir aber davon ausgehen dass die Hauptursache historischen Wandels die sich verändernde Größe der Gesellschaft ist, so wird der Grund, warum sie in die Täler zogen, sonnenklar. Das Eden der herrlichen Berghänge reichte schlicht nicht mehr aus, um der gestiegenen Zahl an Schäfern eine Existenz zu sichern. Das war der Apfel, der Adam und Eva aus dem Paradies vertrieb: der erste Anflug von Überbevölkerung, das Feigenblatt, das zum ersten, unwirksamen Versuch der Geburtenkontrolle wurde.

Ähnlich war der Faktor, der zu den ungeheuren technologischen Veränderungen der industriellen Revolution führte, nicht ein gesteigerter Erfindergeist des Menschen. Der Mensch war in der Antike genauso erfinderisch wie im 18. Jahrhundert. Es war die Veränderung der gesellschaftlichen Größe, zu der es plötzlich durch einen beispiellosen Anstieg der Bevölkerung kam, deren Bedürfnisse fortan nicht mehr durch die langsamere handwerkliche Produktionsweise befriedigt werden konnten. Gleiches gilt für die heutige Automatisierungsphase der fortdauernden industriellen Revolution, die uns, wie alle früheren technischen Veränderungen, nicht durch das kapitalistische Machtstreben, die prometheische kommunistische Sorge um das Los der Menschheit oder bessere Labore an Universitäten aufgezwungen wurde, sondern durch das beschleunigte Tempo der heutigen Bevölkerungsexplosion. Sie hat die Größe der Weltbevölkerung so sehr gesteigert, dass die älteren technologischen Verfahren die Bedürfnisse schon längst nicht mehr angemessen befriedigen.

Lassen Sie mich deshalb abschließend noch einmal wiederholen, was ich zu Beginn gesagt habe: Das eigentliche Problem unserer Zeit ist nicht die Arbeitslosigkeit, sondern die Dimension der Arbeitslosigkeit, nicht die Gewalt, sondern ihr Ausmaß, nicht der Krieg, sondern der große Krieg, nicht die Gesellschaft, sondern die Größe der Gesellschaft. Der wahre Konflikt, mit dem wir in unserem Bemühen, im zu Ende gehenden 20. Jahrhundert eine bessere Welt zu schaffen, konfrontiert sind, ist nicht mehr der zwischen Schwarz und Weiß, Jung und Alt, Arm und Reich, Arbeitern und Management, kolonialer Befreiung und Imperialismus, Sozialismus und Kapitalismus. Das sind lediglich die beiden Geschlechter der gleichen Art von Kampf, in dem keines ohne das andere irgendeine Bedeutung hat.

Der eigentliche Konflikt ist heute der zwischen Mensch und Masse, zwischen Bürger und Staat, zwischen kleiner Gesellschaft und großer, zwischen David und Saul.

*Veröffentlicht 2007 bei New European Publications, London, in Zusammenarbeit mit der Schumacher Society, Bristol*

*Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn*

# LEOPOLD KOHR

\* 5. Oktober 1909 in Oberndorf bei Salzburg  
† 26. Februar 1994 in Gloucester,  
England, Nationalökonom und Philosoph

Seit 1986 bestehen in Neukirchen am Großvenediger die von ihm gegründete Leopold Kohr®-Akademie und der Verein TAURISKA.

Die Leopold Kohr®-Akademie an der Universität Salzburg verwaltet den Nachlass des Philosophen und Ökonomen Leopold Kohr (1909–1994). Kohr war ein Verfechter überschaubarer Einheiten in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und wurde für sein lebenslanges Eintreten für das menschliche Maß als erster Österreicher 1983 mit dem Alternativen Nobelpreis ausgezeichnet.

In „Small is beautiful!“ und „Rückkehr zum menschlichen Maß“ kommt Kohrs Leitidee präzise zum Ausdruck. Diese ist Auftrag und gleichermaßen Programm für die Leopold Kohr®-Akademie, die sich als Fortbildungsinstitut versteht und die Förderung der wirtschaftlich kleinen Einheiten zum Ziel hat. Kohr selbst erachtete Modelle wie die TAURISKA-Aktivitäten, die im überschaubaren Rahmen funktionieren, als gelungene Beispiele für Regionalentwicklung.

Kohrs Nachlass, der zu einem beträchtlichen Teil bereits inventarisiert und digitalisiert ist, befindet sich in dem von Dr. Ewald Hiebl betreuten und wissenschaftlich bearbeiteten Archiv, das im Edith-Stein-Haus in Salzburg untergebracht ist. Das Archiv steht allen Interessierten nach Anmeldung ([ewald.hiebl@sbg.ac.at](mailto:ewald.hiebl@sbg.ac.at)) zur Benützung zur Verfügung.

Die Universität Salzburg bietet der Leopold Kohr®-Akademie und dem Leopold Kohr-Archiv diese Heimstätte, zudem bestehen mannigfaltige Kooperationen. Die Leopold Kohr®-Akademie und der Kulturverein TAURISKA wurden von Prof. Alfred Winter initiiert und werden von Susanna Vötter-Dankl und Christian Vötter geleitet. Seit mehr als 30 Jahren führen sie von Neukirchen am Großvenediger und Salzburg aus ein umfangreiches und vielfältiges Veranstaltungs- und Kulturprogramm durch. Der Leopold Kohr-Preis wird als besondere Auszeichnung verliehen, was bisher dreimal erfolgte (Preisträger: Dieter Senghaas, fairkehr - Verein zur Förderung verkehrspolitischer Bewusstseinsbildung, Claus Biegert und Niko Paech).

Auch in seiner Geburtsstadt Oberndorf bei Salzburg wird Kohr gewürdigt. So trägt die Mittel- bzw. Hauptschule seinen Namen, es gibt eine Leopold Kohr-Promenade und ein Leopold Kohr-Denkmal. Die Initiative „Leopold Kohr in Residence“ widmet sich regelmäßig mit den Kohr-Stammtischen seinem geistigen Vermächtnis. Im Dachgeschoss des Stille-Nacht-Museums wurde der Veranstaltungsraum zum „Leopold Kohr-Saal“ und im Museums-Innenhof kann der Kohr-Themenweg besucht werden. Leopold Kohr®-Akademie und Stille-Nacht-Museum sind durch eine Partnerschaft verbunden.

Leopold Kohr®-Akademie

Susanna Vötter-Dankl, Christian Vötter und Mag. Günther Nowotny (Vorstand)

### **Leopold Kohr®-Akademie**

Universität Salzburg/Edith Stein Haus

5020 Salzburg · Mönchsbergweg 2 A

Tel.: 0662 /8044 DW 2590 oder DW 4771

Mobil 0664 /5205203 (Tauriska)

### **Verein Tauriska/Leopold Kohr®-Akademie**

5741 Neukirchen am Grv.

Künstlergasse 15a

Mobil 0664 / 5205203

office@tauriska.at · www.tauriska.at

**Archiv: Tauriska [www.leopoldkohr.at](http://www.leopoldkohr.at), [www.leopoldkohr.com](http://www.leopoldkohr.com)**

# TAURISKA & Leopold Kohr®-Akademie

5741 Neukirchen am Großvenediger, Österreich

Vorstand: Christian Vötter, Susanna Vötter-Dankl, Günther Nowotny

„Das Maß aller Dinge ist der Mensch, nicht die Menschheit, die Gesellschaft, die Nation oder der Staat. Da der Mensch klein ist, müssen auch seine Institutionen – Familie, Betrieb, Wirtshaus, Spital, Dorf, Stadt, Gesangsverein – relativ klein bleiben, wenn sie ihn nicht zerquetschen sollen.“ Leopold Kohrs Ideen prägen seit Jahrzehnten die Arbeit des Kulturvereins TAURISKA und seiner Leopold Kohr-Akademie. Leopold Kohr ist bei allen Symposien, Gesprächsrunden, Festivals, Lehrgängen und Kursen in der Region Nationalpark Hohe Tauern zum festen Bestandteil des intellektuellen Anspruchs von TAURISKA geworden. „Global denken – lokal handeln“ ist die Devise des Vereins und der Akademie.

Die TAURISKA & Leopold Kohr-Akademie Geschichte begann vor fast drei Jahrzehnten mit der Etablierung des Vereins im Jahr 1986 in Neukirchen am Großvenediger.

Voraussetzung war die Gründung des Nationalparks Hohe Tauern 1984. Vorstand Susanna Vötter-Dankl und Christian Vötter begannen die ökonomischen, kulturellen und sozialen Anliegen der regionalen Bevölkerung „aufzusaugen“, zu stärken und weiterzuentwickeln:

„In unserer globalisierten Welt gewinnen Alltags- und Festkultur, Dorferneuerung, das Aufspüren und das Fördern heimischer, kreativer Schätze eine ganz wichtige Bedeutung. Sie schaffen Identität, ein „Sich-Zuhause-Fühlen.“

Seit Beginn dieser Arbeit wurden ca. 2200 Veranstaltungen mit insgesamt mehr als 800.000 Besuchern durchgeführt. Viele Veranstaltungen waren die „Initialzündung“ für richtungsweisende, nachhaltige und umweltbewusste Unternehmungen. Die Fäden dahinter zog oftmals TAURISKA-Gründer Alfred Winter, er war es auch, der Leopold Kohr – speziell für den deutschsprachigen Raum – „wiederentdeckte“. Kohr wurde 1988 der Präsident der Leopold Kohr®-Akademie und blieb es bis zu seinem Tod im Jahr 1994.

TAURISKA & Leopold Kohr®-Akademie können die Schriften Leopold Kohrs im Otto Müller Verlag, publizieren. Herausgeber sind Ewald Hiebl und Günther Witzany.

TAURISKA Leopold Kohr-Akademie hat seit 2008 auch an der Universität Salzburg ihren Platz – mit Lehrgängen, Ringvorlesungen, Veranstaltungen und der Verleihung

des Leopold Kohr-Preises. Kohrs weltweite Kontakte halfen dabei, international ange -  
sehene Vordenker nach Salzburg zu bringen, und die Stadt selbst wurde zum Blickpunkt  
der weltweiten Medien bei den Treffen der „Alternativ-Nobelpreisträger“, die seit 1999  
in Salzburg stattfanden. Im Gegenzug wurden Kohrs Ideen und die Umsetzung durch  
TAURISKA & Leopold Kohr-Akademie auch über die Grenzen Österreichs hinaus  
getragen, z.B. mit Salzburg-Wochen in Bremen, einem Kohr-Symposium in Berlin, mit  
Ausstellungen in Finnland, Moskau, Mühlendorf am Inn oder Bonn.

*Information: [www.leopoldkohr.at](http://www.leopoldkohr.at)*

# Die E.F. Schumacher Gesellschaft für Politische Ökologie e.V.

([www.schumacher-gesellschaft.de](http://www.schumacher-gesellschaft.de))

Die Ziele der E.-F.-Schumacher-Gesellschaft sind weit gesteckt und reichen in alle Bereiche unseres Lebens.

Im Einzelnen zählen dazu:

- Die Suche nach einer nachhaltigen und sozial freundlichen Wirtschaftsweise, die die natürlichen Lebensgrundlagen achtet
- Die Suche nach Wegen der Harmonisierung von Natur und Ökonomie
- Die Förderung von "menschlicher" Bildung, die Erkenntnis und tatsächliches Verhalten in Übereinstimmung bringt
- Aufspürung der eigenen Verstrickungen in zerstörerische Wirkzusammenhänge, als Konsumenten, im Berufsalltag und als Eltern
- Selbstbegrenzung, Einfachheit und Entschleunigung als Leitidee zu einem guten Leben

Unser Anliegen ist das Gedankengut von Ernst Friedrich Schumacher lebendig zu halten und für unsere Zeit zu aktualisieren:

- Worauf lassen sich menschliches Maß und ethisches Bewusstsein angesichts der immer mehr Lebensbereiche bedrohenden Technologien noch gründen?
- Wie könnte der heutige Markt als "Institutionalisierung der Nicht-Verantwortlichkeit" (Schumacher) zu einem Markt (in) organisierter Verantwortlichkeit werden?
- Welche Formen der Partizipation und Basisdemokratie sind für die Politik, aber auch für alternative Unternehmensverfassungen erstrebenswert? Wie können wir uns von erstarrter Politik und Bevormundung durch Technik befreien, wie den Konflikt zwischen Armut und Reichtum lösen?
- Welche Geld- und Bodenordnung würde zu nachhaltigem Wirtschaften passen und den kapitalismuseigenen Zwang zur Expansion überwinden?

# Statement for the Award to Leopold Kohr

(from: [www.rightlivelivelihoodaward.org](http://www.rightlivelivelihoodaward.org))

Honorary Award : "...for his early inspiration of the movement for a human scale."

Leopold Kohr was born near Salzburg, Austria, in 1909. He was educated at the Universities of Innsbruck, Paris, Vienna and the London School of Economics. After a variety of occupations, which included being a foreign correspondent in the Spanish Civil War, he entered academic life, teaching first at Rutgers University in the US and then as Professor of Economics and Public Administration at the University of Puerto Rico from 1955 to 1973. He subsequently taught political philosophy at the University College of Wales, Aberystwyth.

Kohr was the originator, and for two and a half decades the solitary advocate, of the concept of the human scale and the idea of a return to life in small communities. Both of these were later popularised by his friend, Fritz Schumacher, notably in the best-selling book *Small is Beautiful*.

Kohr consistently advocated the effectiveness of the small autonomous unit in the solution of human problems. With regard to Third World nations, he was one of the first to assert that massive external aid crippled their vital communal identity and stifled local initiatives and participation. His vision called for a dissolution of centralised structures in favour of a control system of small communities solving local problems with their own material and intellectual resources.

These ideas were powerfully expressed in a series of books, including: *The Breakdown of Nations* (Routledge & Kegan Paul, 1957), *Development without Aid* (1973) and *The Overdeveloped Nations* (1977), both published by Christopher Davies, Swansea.

On his death in 1994, one newspaper obituary hailed him as a leading thinker of the 20th century for his critique of the cult of bigness and economic growth. Others noted that it was hard to reconstruct the patronising derision which greeted Kohr's ideas throughout most of his long life, but although he described himself as a philosophical anarchist "he brought to his anarchism a constant bubbling stream of wit and humour despite the fact that his theories assailed a great many of the leading assumptions of both politicians and economists."

In Austria, the city of Salzburg awarded him its rare honour, The Golden Ring, and established an institute bearing his name. In 2008, a Leopold Kohr Research Center was founded at the University of Salzburg.

# Preface

When Leopold Kohr held his lecture on the “Breakdown of Great Britain” in 1970 no less a figure than Fritz Schumacher, in his introductory remarks, highlighted Kohr’s importance: “an economist who looks beyond, through, above, and behind economics and cheerfully puts economics in its place.” Schumacher bemoans that economists of that kind were rare in “this schizophrenic age” and went mostly unrecognized. For the only religion that has been actually ruling our lives was the “religion of economics.”

Schumacher and Kohr had one thing in common: They saw economics as part of the social life of man, not as its ruling tyrant. Economics is responsible for the founding and securing of man’s subsistence, i.e. the foundation of human existence through work. And as important work may be, equally critical is the quality of work: its main features should be not only activity but challenge, interest, creativity, creation of value, respect and appreciation. If its cultural value and quality get lost, only meaningless activity is left, simple “jobs” or, as Schumacher put it: “Work has become dehumanized, and no amount of indulgence during so-called leisure time can compensate for the loss.”

The reason why this trend towards dehumanization – it accompanies mankind since the erection of the pyramids – threatens men time and again und befalls them like an epidemic plague lies, according to Kohr, in the exorbitant size of units. Schumacher agrees: “The worst of the mythologies of modern economics is the mythology of bigness, whereby it is taken as axiomatic that large is economic and small is uneconomic.”

So Schumacher in his “Introduction” summarizes what Kohr in his lecture unfolds: the breakdown of Great Britain is not directed against England but against the “monster of Bigness”. According to Kohr this means the breakdown of a state that is constructed under the premise that only bigness is economic, not the flexible economic power of small units. For the breakdown of Great Britain would certainly not mean the end of Yorkshire, Wales, Cornwall, Scotland, Dorset, Rutland, Westminster, Whitehall, Old Vic or Covent Garden. “The only thing missing from the scene would be the monster of Bigness smothering them all.”

Here Kohr systematically applies the core of his findings. It isn’t about the creation of the new man, the new nation, the new union of states that finally releases mankind from the basic evils of war, misery, poverty and privation. Kohr is realistic enough not to carry forward these utopian reveries, for his very nature will always confront man with these problems, also in future times. The United Nations’ undertaking to eradicate these

conditions has failed. Kohr is driven by pragmatic, achievable visions: his aim is the prevention of the big war, of massive poverty, of mass unemployment. Und so he vehemently speaks out against the economics of megalomania: “All the cancerous process of communal enlargement and international unification has achieved is to abolish the little problems which could be dealt with by limited means, and create the big ones in their stead which even the largest of powers can no longer master.”

And so he soberly proposes his alternative: a reduction of bigness, a destruction of cancerous structures, a diminishing of difficulties, and adjustment to the capacity of man to deal with these difficulties.

He also addresses the growing mechanization of work and society as a whole. In large units individuals are humiliated by being reduced from names to “serial numbers worked out to serve the binary primitivism of the computer.”

Here Kohr and Schumacher meet again: What’s at stake is work, meaningful activity, a satisfied human existence with productivity, inventiveness and creativity, not a monotonous imitation of mechanized process operations that can be much more efficiently performed by machines – and also computers are nothing but calculation machines.

With this Kohr’s “small is beautiful” and Schumacher’s “intermediate technology” – both guaranteeing meaningful and, more importantly, sufficient work – gain currentness: They refer to the prevailing tendency to substitute man’s work with machines, computer-controlled mechanization and artificial intelligence – in nearly all fields of work; and to the new economics of the (mathematical) game theory in which only the distrustful egotist can be the winner and sociopathy is becoming the common standard of social and economic thinking. With the whole economics having been occupied by the mathematicians of the “cold war” who would have become jobless after its end, but were employed by the economics the calculating and computing, the digitalization of all social areas has become reality. The financial markets have relied on these “games” – and lost. The financial crisis of 2008 still forces all globally linked markets to lumber the ordinary people with their lunatic losses; while the citizens had to face losses in real income, the wealthiest one percent got away with huge gainings.

For centuries the technical-industrial complex pulled the strings of the global economy, but these strings are now in the hands of the “mathematical-virtual complex” (Christian Felber). And even a conservative journalist like Frank Schirrmacher (in his book “Ego: The Game of Life”) stated unmistakably and soberly that the current economy is not about work, men, a more equal society or a peaceful, sustainable coexistence. For most

of the history of mankind these things were at stake. They are no longer. Now it's about the total digitalization of the whole world, the countability of processes, the replacement of human work with machines – and all that for one single aim: maximizing profit.

For every thoughtful person it will be obvious that this totalitarian thinking and the associated immoderateness can't be economically sustainable and their future viability is quite doubtful and terminable. But this doesn't relieve us from the duty to think about alternatives.

Kohr's examples from "The Breakdown of Great Britain" give us the audacity to hope. The regions of Great Britain would benefit from a split-up, small, translucent and largely self-sufficient regions wouldn't be at the mercy of the monster of bigness. "Growth by splitting" could heal us from the plague of immoderateness; agency, flexibility and accountability could guarantee sustainability. The member states resulting from that would add to their Common Market a regional economy "which, in contrast to the former, would mainly be geared to the domestic market. It would be smaller as far as its production units are concerned, but not in its aggregate output."

"In short, all that regional revolution of political sovereignty would do this: it would preserve everything that exists, but add a lot of what does not now exist, thereby enriching both the parts and the whole."

"The Breakdown of Great Britain", Kohr's lecture from 1970, demonstrates unmistakably that a viable and sustainable regional economy is indispensable. For what else could we count on once the globalized megalomania collapses?

*Günther Witzany*  
*Bürmoos, May 2017*

Leopold Kohr

# The Breakdown of Great Britain

introduction by Dr E F Schumacher

52nd Conway Memorial Lecture 6 October 1970

South Place Ethical Society  
Conway Hall Humanist Centre  
Red Lion Square, London, WC1

## **Introductory Remarks**

IT is a great pleasure and privilege for me to introduce Professor Leopold Kohr. You can read about him in your programme which tells you, among other things, that he is an academic economist. But the programme does not tell you that he is much more, namely, a whole man: an economist who looks beyond, through, above, and behind economics and cheerfully puts economics in its place; at the same time: an artist, an historian, an adventurer, a man of the people who can equally walk with philosophers and kings.

In this schizophrenic age, such people are rare. Most of the time they go unrecognised. The age recognises specialists who are persona grata with the other specialists. Whole men are normally unpopular with fragmentary men.

It is an extraordinary fact, for nearly a hundred years all the leading artists, philosophers, writers, etc., have raised warning voices, agonised, even desperate and often despairing voices, telling us that we are on the wrong road, that unless we stop, take thought, and change direction we shall come to a bad end. They have all said it, and we have given the most prominent among them Nobel Prizes, Orders of Merit, and so forth, without the slightest intention of taking them seriously, on the contrary, determined to carry on as before, only more so.

In fact, the only people we have been — and are prepared to listen to are the economists, whether professional or lay, just as the only religion that has been — and is — actually ruling our lives is the Religion of Economics. Call a thing "economic" and you are praising it as good, worthy, desirable, and useful; call a thing "uneconomic" and you are condemning it as bad, unworthy, shameful, promoted only by saboteurs or fools, and worse than useless: you would be better off without it. Call a thing immoral or ugly, soul destroying or a degradation of man, a peril to the peace of the world or to the well-being of future generations — as long as you have not shown it to be "uneconomic" you have

not really questioned its right to exist, grow and prosper.

Part of this extraordinary state of affairs results from our habit of dividing ourselves into two personalities, producer and consumer, who live in two different worlds and are ruled by two different value systems.

As a producer, in factory, workshop, or office, I am under continuous pressure to work, to "save time". As a consumer, outside working hours, everything conspires to induce me to "kill time".

As a producer, I must economise, avoid frills, apologise even for tea-breaks. As a consumer, I am brainwashed by the hidden and open persuaders to do nothing but waste, multiply frills, and indulge in ever-more-elaborate tea-breaks.

Ruthless efficiency: limitless inefficiency; discipline: permissiveness; a minimum regard for personal idiosyncracies: the maximum indulgence in personal eccentricities — so we are made to switch attitudes and roles continually, and are likely to get into the deepest trouble if at any time we should confuse the two roles and, for instance, behave like a consumer when we are scheduled to behave like a producer.

Work has become dehumanised, and no amount of indulgence during so-called leisure time can compensate for the loss.

Now, Professor Kohr believes and argues that all this has a lot, in fact has decisively, to do with the size of units. The worst of the mythologies of modern economics is the mythology of bigness, whereby it is taken as axiomatic that large is economic and small is uneconomic. The whole of life is turned into a Kafkaesque nightmare. You remember Kafka's novel *The Castle*, where Mr. K., the land surveyor has been hired by the authorities, and nobody knows how and why. He tries to get his position clarified, because all the people he meets tell him that there is no need of a land surveyor, all the land has been surveyed long ago. So, making every effort to meet authority, Mr. K. approaches various people who evidently carry some weight; but others tell him: "You haven't once up till now come into real contact with our authorities. All these contacts are merely illusory, but owing to your ignorance . . . you take them to be real". He fails utterly to do any real work and then receives a letter from *The Castle*: "The surveying work which you have carried out thus far has my recognition . . . Do not slacken your efforts! Bring your work to a successful conclusion. Any interruption would displease me . . . I shall not forget you."

Well, let us listen to Professor Kohr on "The Breakdown of Great Britain", which, I am sure, will not be a "breakdown" in the trivial sense. We shall have the privilege of listening to one of the most important chapters of that new teaching for which everyone is waiting and which the world so urgently needs: what might be called "Post-modern Economics".  
E. F. SCHUMACHER

# Leopold Kohr

## The Breakdown of Great Britain

"Let us not take it for granted that life exists more fully in what is commonly thought big than in what is commonly thought small."

*Virginia Woolf*

### I.

AT THE outset, let me thank Mr. Peter Cadogan and the Ethical Society for the triple honour accorded to me by asking me to deliver the 52nd Conway Memorial Lecture in the wake of so many distinguished predecessors; permitting me to address an audience of such distinction; and by inviting as chairman Dr. Fritz Schumacher, the eminent economist and originator of the concept of Intermediate Technology, with whom, except for his eminence, I feel I have more in common than with any other theorist of our time.

The title of my lecture, "The Breakdown of Great Britain", may sound a little offensive to a gathering in London. In order not to let this impression linger until I come to my conclusions, let me stress from the beginning that there is not the slightest anti-British animus behind what I am going to say. I am against bigness, not England. In Germany, I would have entitled my talk "The Breakdown of Germany"; to an audience of Frenchmen, I would have spoken on "The Breakdown of France".

When I was in Mexico a few years ago — an occasion of which I am reminded by the presence in today's audience of one of my former Mexican students — I was asked at the end of one of my lectures to a group of students famous for their ardent nationalism, what course I would advise them to pursue for their country. My answer was: "Destroy Mexico". Had I said this at the beginning, they might have executed me on the spot. But coming at the end, if you permit my saying so, they cheered.

All I had done was to bring out the native in them. They became aware that there was a deeper pride buried in their hearts than the one they derived from being Mexicans. There are 35 million of the latter. That was the cause of their problem. The cause of their pride was that each of them was the citizen of one of those many indiscribably beautiful small regions which distance from the capital, magnified by

inefficient means of mass communication, has enabled to preserve to this day the self-sufficient cultivated elegance of highly autonomous city-states. *That* was the glory felt by my listeners — that they were from San Miguel Allende, Querétaro, Merida, Veracruz, or as my former student in this hall, from Oaxaca, birthplace of Juarez, Mexico's greatest president, not that they were from Mexico.

I do not know whether at the end of this lecture you will similarly be inclined to cheer what at the beginning may sound as an affront. But let me assure you that, what I propose under the heading of "The Breakdown of Great Britain", or of Germany, France, Russia, Italy, or Spain for that matter, is destruction in which nothing that is worth preserving is destroyed. For, what matters to a Bavarian, if he can separate himself from a lifetime's brainwashing exhorting the meaning-less glory of large scale, is Bavaria, not Germany; to a Burgundian it is Burgundy, not France; to a Catalan — Catalonia, not Spain; to a Tuscan Tuscany, not Italy. None of them will be destroyed. On the contrary. They will all be resurrected.

And so would Yorkshire be a more meaningful and greater community in the fullness of its smallness than as a part of a whole so big that not even architecture, accents, stone fences, pudding, or weather transmit a common "national" experience. And the same goes for Wales, Cornwall, Scotland, Dorset, Rutland, Westminster, Whitehall, the Old Vic, Covent Garden, the Queen. They would still be around, or around again. The only thing missing from the scene would be the monster of Bigness smothering them all. And, with it, also missing would be the problem of excessive size, the only one man in his small stature cannot cope with. This is why already St. Augustine asked of the Romans:

*"Why should any empire make disquiet the scale unto greatness? In the little world of man's body, is it not better to have a mean stature with unmoved health, than a huge bigness with intolerable sickness? ... What reason then or what wisdom shall any man show in glorying in the largeness of empire, all their joy being but as glass, bright and brittle, and evermore in fear of breaking?"*

This is why also Saint Augustine, were he addressing you in my place today, would come out in favour of the Breakdown of Great Britain as well as of all other big powers, and conclude, in the terms of John Neville Figgis summing up the Augustinian argument, that the world would be more "happily governed if it consisted not of a few aggregations secured by wars of conquest, but of a society of small states living together in amity, not transgressing each other's limits, unbroken by jealousies".

All this is of course quite contrary to current opinion which holds that the only way of solving modern problems is by vast-scale international co-operation, the pooling of knowhow and resources, *viribus unitis*, with the help of the United Nations, and what not. Nothing less will do to cope with disasters which, such as unemployment, crime, university unrest, poverty, pollution, overpopulation, war, are bound to unite the world by the simple fact of spilling over all boundaries.

What is overlooked here is that none of them constitute the real problem. For what matters is not war but *big* war; not poverty but *massive* poverty; not unemployment, but the *scale* of unemployment. And since the scale of a problem is determined by the size of the body which it affects, it follows that problems of social existence are not diminished but aggravated with every increase in the size of a community.

It makes no difference that larger communities enlarge also the means available for coping with problems. For, in true Malthusian fashion, these means tend to increase at an arithmetic ratio while the problems of increasing communal size have the habit of multiplying at a geometric ratio. As a result, it is not surprising that in all larger nations of the world they have long outrun the ability of man to catch up with them. All the cancerous process of communal enlargement and international unification has achieved is to abolish the little problems which could be dealt with by limited means, and create the big ones in their stead which even the largest of powers can no longer master.

The essence of my proposal is therefore to go into the opposite direction. If the increasing size of nations increases the difficulties of social existence more than proportionately, a reduction of their size by breaking up those which have outgrown optimum proportions will of necessity reduce them more than proportionately with the chance of making them once again commensurate to the ability of man to cope with them. I see no other way out at all. The answer to bigness is smallness, not still larger units, just as the answer to the Deluge was the Ark of Noah, not the Titanic. His contemporaries called Noah a lunatic. Maybe he was. But it is from him that we descend. The experts all drowned.

This does not mean that problems may not also be caused by nations being too small, or, what amounts to the same thing, too young and underdeveloped. However, though these are the ones which occupy most of our present attention, they are of relatively minor significance. For nature itself has taken care of their solution by having endowed every organism that is too small, too young, or underdeveloped, with an inbuilt mechanism of growth. As a result, what is too small not only grows sponta-

neously until it is large enough to perform its function in the best possible manner: the very fact that it is too small permits an all the healthier growth and is, indeed, the very condition of all growth.

While growth in the too small, the immature, the underdeveloped has thus a strengthening, maturing, and form-fulfilling effect, in the grown-up, the mature, its consequence is the very opposite. Here continued growth no longer strengthens or matures the organism, but ages it. In the place of energy, it begins to add fat. Instead of fulfilling the form, it deforms it. And instead of diminishing problems, it aggravates them.

This is why Colin Clark, in his pamphlet *Growthmanship*, warns against our time's "excessive preoccupation with economic growth" —a condition he mournfully ascribes in part to his own writings. And it is also why the real problem confronting our generation lies not, as I have already suggested, in nations whose size has remained small but in those which have become too large; not in countries which are underdeveloped but overdeveloped. As in the case of a woman having reached Atlantic-City measurements, the burning question is therefore no longer one of further growth but one of containing it. The real question is one of size, of shape, of form. For growth has no independent purpose. Its sole aim is to help a thing achieve its function-determined form, be it a shell, a tooth, a tree, the human body, a society, or a nation. It must stop when its mission is accomplished.

## 2.

STARTING now our survey with some typical problems involving excessive national, communal, or group size, let us have a look at traffic accidents which current theory tends to ascribe to such human shortcomings as lack of caution or lack of care. As long as a group of car drivers is so small that the movements of its members fail to enroll themselves into orderly statistical patterns, such an emphasis on the human element is indeed perfectly valid. But it ceases to be valid when a group reaches a given critical size — a size at which the rate of traffic accidents is no longer a function of the disposition of a car driving population but of its sheer physical mass. From then on, statisticians, dealing not with qualities but with quantities, are able to predict the daily slaughter on the highways with the same precision with which scientists predict the collision rate of steam particles in an engine boiler.

The only way to reduce the statistically determined accident rate of a critically large

society is therefore not through appeals to caution but through the reduction of the size of the car-driving population. This does not necessarily mean the reduction of the number of people driving cars, for the same quantitative size-reducing effect is achieved through a reduction in their speed. This is why theatre owners warn their audiences: "In case of fire: walk — do not run!". For a running audience is *in its effect* larger than a walking one. Hence the requirement for emergency exits to be adjusted not to the numerical but to the *effective size* of an audience, that is, numerical size multiplied by speed.

(Actually, as I have elaborated elsewhere in greater detail, the concept of *effective* national, social or group size embodies, besides the number of a population and the speed with which it moves, also the density, administrative integration, and technological advance of a population. A faster moving society, as one that is denser, more integrated, and technologically more advanced, is therefore *in effect* a larger society than one that is numerically as populous, but slower moving, less dense, less integrated, less advanced.

This is why Great Britain, with a population of fifty-five million, is a great power, while India, with one ten times as large, is not, or why Great Britain is in effect a larger country than India. A dense society, however, will in due course become integrated, an integrated society will in the end be driven to technological advance, and a technologically advanced society will automatically move faster, so that at the terminal stage of development the concept of communal size will revert to being identical with that of numerical size.)

Another social problem that can be alleviated only through the reduction of communal size is that of crime. If, between this Friday and next, Chicago will have experienced just under one thousand burglaries, about five hundred hold-ups, thirty rapes, and fifteen murders, it is not because residents of Chicago are more vicious than other humans. It is because a city the size of Chicago will produce exactly this kind of criminal incidence. Indeed, it should not be too difficult to construct a schedule, diagram, or what might be called a "crime barometer" showing the change in frequency with which the various misdemeanours and crimes, ranging from girl-pinching and pickpocketing all the way up to murder and massacre, are committed by any given community or group at a corresponding change in crowd pressure brought about by changes in effective social size. It would make little difference if the inhabitants were all hymn singing members of the Salvation Army.

What might be affected in an insignificant measure by the particular cultural, social, or national texture of a community is the point at which the various crimes are

brought to perpetration. But it would not alter the fact that the frequency of crimes *within* a given community, be it in Sweden or Zambia, or consisting of Christians or heathens, would still be proportionate to its *effective* social size. The only way of curing the crime problem of Chicago or any other City is therefore not through religious conversion but through the reduction of the city's *effective size*.

And, as in the case of traffic accidents, this can be brought about not only through a reduction in population. It can also be achieved through the reorganisation of a critically large city in form of a loose federation of highly decentralised, low-velocity communities of sub-critical size, as William Morris envisioned earlier in this century for the sprawling populations of the conurbation of London. For, as we have already seen, a reduction in the *speed* of movement made possible by a high degree of decentralised communal self-sufficiency and its resultant largely pedestrian mode of life has the same effect as the numerical reduction of a population.

Still another problem that can be reduced in its awesome consequences only through a reduction of social size, but in this case at the national rather than the communal level, is the problem of war. For, also war is caused not by evil leaders, perverted ideologies, aggressive peoples, or economic systems, but by critical national size. This may be defined as the size at which a country's leaders become convinced that the power extracted from the mass of its citizens has become larger than the combined power of all its possible antagonists.

This explains why the worst record of aggression since the fall of the axis dictators has not been accumulated by Brezhnev, Tito, Franco, or Nasser, whose power in the face of their possible antagonists has in most cases remained sub-critical, but saintly Nehru. In his few years of rule, this disciple of Gandhi managed to make three wars, against Hyderabad, Kashmir, and Portugal, imposed his imperial will on Nepal, and finally unleashed a war even against Pakistan.

For the same reason, China promptly invaded in 1962 the fraternal territory of Nehru rather than of Chiang Kai-Shek, when the American-Russian confrontation over Cuba made her feel critically large in the face of the declared neutralist who was suddenly left standing alone, but not in the face of the declared foe in Formosa who continued to be backed by the power of the United States and, hence, was able to hold Mao's power in relation to himself at a sub-critical level throughout the Cuban missile crisis. For the same reason, China retreated from India as promptly as she had invaded her when the settlement of the Cuban crisis reduced once again her critical power to sub-critical dimensions also in the face of India as a result of not only America's but also

Russia's threat to come to neutralist Nehru's assistance.

The only safe way of solving the problem of war lies therefore not in a network of conventions, alliances, unifications, or the mobilisation of a terror-struck public opinion. All of these may have the opposite effect: to fuse sub-critical into spontaneously explosive critical size. It lies in the reduction of states from critical to sub-critical dimensions.

This is how farmers, being more observant than statesmen, have coped with the not unlike problem of chicken cannibalism. Noticing that this assumes major proportions only on large farms, where the sight of blood of a single hurt chicken tends to lead to a murderous chain-reaction of mutual pecking to death, they solved the problem by reducing the size of their flock to dimensions maintained by sub-critically small farms. However, the novelty of their method was that they brought this about not physically, by putting them into separate enclosures but, what was just as effective, psychologically, by putting on the eyes of each chicken a pair of vision-narrowing contact lenses which allowed it to see only a small number of its kind at any one time — just as on a small farm.

This did not abolish chicken cannibalism any more than the physically divided small-state world of the Middle Ages abolished war. But, like the latter, it prevented the spread of the disastrous kind of chain-reaction that sweeps through integrated large farms, but cannot develop on artificially narrowed ones for the simple reason that the contact lenses leave the overwhelming bulk of chickenkind unaware of the blood that may be spilled beyond their vision. As Goethe said: *"Aus den Augen, aus dem Sinn"*. What is not seen, does not excite.

Then there is the problem of modern student rebellion whose magni-tude, like that of any type of warfare, is directly proportionate not to the depth the loudly proclaimed grievances but to the size of the universities affected by it. As has been calculated, the number of "natural" rebels in any college at any time for any reason amounts to about 5 per cent of the student body. This means, there will be fifty true rebels in an enrolment of 1,000, a figure much too small for revolutionary action even in the unlikely event that such a small group of differently motivated individuals should coalesce into a tightly integrated assault team. As a result, in a small university, rebels tend to do what a sprinkling of salt does to a soup. They add flavour, and contribute significantly to the effervescence that distinguishes academic life. Their action will not only lead to better food in dining halls, if that is what bothers them, but also to better physics and economics in lecture rooms, and to better conversation in corridors and pubs.

But when the student body begins to number 20,000 the same 5 per cent not only add up to the enormous total of 1,000, equivalent to the full enrolment in a small university; the law of social gravity will in addition unavoidably fuse them into a single shock troop whose power, instead of spicing up the academic process, will end by disrupting it. Their action will no longer lead to better food but the wrecking of cafeterias, and to the improvement of the methods not of physics but of revolution. And since these can be perfected only by constant practice, it means that, if grievances did not exist, like Voltaire's God, it would become necessary to invent them. This the more so as, in this unprecedented new environment produced by the explosive increase in their own multitudes, the students themselves have no longer the faintest idea of the nature of their real grievance which is infinitely more fundamental than Vietnam, imperialism, capitalist exploitation, irrelevant course offerings, or the hypocrisy of their elders. It is the indignity which has been forced upon them by their almost total loss of identity setting in whenever an institution becomes so large that the consumers of its services can no longer be dealt with as individuals with names, but as serial numbers worked out to serve the binary primitivism of the computer.

It is this that makes students shout: to be noticed again, to draw attention to themselves. As Descartes said: *cogito ergo sum*; for the modern student it has become: *clamo ergo sum*, even if shouting leads to arrest. If no one else, there will at least be a policeman to pop the questions they are so anxious to hear again just once: "Who are you?" "What is your name?" "Where were you born?" "Who are your parents?" "Where do you go to school?" "Do you smoke pot?" "Do you have a sweetheart?" "What do you think of Nixon, Marcuse, Che Guevara?" At last, at last someone who treats him again as a human being with name, with voice, with an identity that is unlike that of anyone else. But unless you shout obscenity or revolution, not even the police will bother about whether you exist or not, or massage you back to life by hitting you with a stick.

But what has deprived modern students of their identity? Vietnam? It is the same new monster of excessive size, created not by hypocritical elders, or Lyndon Johnson, but by the swarms of their own multitudes with whom they band together and thus inadvertently aggravate the condition their very numbers have produced. And if the cause of student grievances is the same as that of most contemporary ills, so is the solution. Dismantle not the Pentagon or the capitalist system (at least not for this reason), but dissolve the large universities on the pattern of Oxford and Cambridge into federations of small near self-sufficient and autonomous colleges within which the student will again become individually recognisable as the tide of his fellows recedes into a pattern of smaller ponds which is just as capable of absorbing large

numbers through division as a large lake is through its vast scale.

And lastly, there is man's worst problem which even the most conventional thinkers attribute to an element of excessive size. This is not university rebellion, crime, or war but the population explosion, which threatens to turn the previously not altogether unpleasant human species into a horde of biblical grass-hoppers: from the crown of creation to the crown of plagues. We just have become too many of us. And since the only way of solving the problem of overpopulation is again by reducing the size of it, it seems there is no way out except the Malthusian method of either killing or pilling — through war, famine, disease on the one hand, and birth control on the other.

However, there are two types of overpopulation. One is the consequence of an exploding population caused by a birthrate that has run out of control. This is the conventional kind and may be called *numerical* overpopulation. The other may be called a *velocity* over-population caused, as we have seen, by an increase not in people but in the speed with which they begin to move around as a result of the needs imposed on them by the ever intensifying process of political and territorial integration. And it is this second type that constitutes the sinister aspect of the contemporary population problem. From a numerical point of view, the world has still such vast stretches of empty lands that it is actually still sorely underpopulated. Only if we think in terms of the *effective* size of its population, that is numerical size multiplied by velocity, do we arrive at those fearful inflationary magnitudes which affect the "mass" of people as much as they affect the "quantity" of money when the speed of its circulation begins to over-shoot the bounds of reason.

But since velocity, made possible through technological progress, tends to increase geometrically with the rising needs for ever faster means of communication resulting from every arithmetic increase in the territorial and administrative size of a community, it follows that the infinitely more sensible alternative to reducing a *technological* or *velocity* overpopulation by geometrically improved means of killing (according to Fred Hoyle, the atom bomb has brought down the cost of human extermination from £1,000 in World War I to a current rate of £1 per corpse), is not by improving the means of pilling. It is by dividing societies of vast scale and integration such as Russia, Germany, Brazil, France, the United States, or Great Britain, into systems of smaller states but greater self-sufficiency. Their contracted territorial size and geometrically reduced distances of traffic and trade will then have the consequence that their needs can once again be satisfied at correspondingly reduced velocity by technologically infinitely simpler means of both production and transportation, exactly as is proposed by Fritz Schumacher, the eminent chairman this evening, in his well-known writings on intermediate technology.

This will not reduce living standards. On the contrary, the whole meaning of intermediate technology is that it offers the same product at *lower* cost. Nor — and this is the main point I meant to make at this juncture — will it reduce the number of people now alive. But, as I suggested, this is not the problem anyway considering that, aside from a few areas such as India, our half-empty world is as yet unaffected by *numerical* overpopulation. That may come in a hundred years. The contemporary problem plaguing, asphyxiating, polluting, and exterminating the human race is velocity overpopulation. And it is this which, like crime, traffic casualties, or war, will be drastically reduced by a reduction of social and national size achieved through the break-down of the great powers.

### 3.

BUT now the big question arises. Having suggested the breakdown of big nation-states into their dimensionally more human regions which, incidentally, are also historically their original political units: what about their economies? In the world in which we live, would small states of this kind be viable?

Having suggested that the only problem man cannot cope with is bigness for the simple reason that he is himself too small for it (even if he unites in a Tower of Babel which, significantly, has come down to us only as a ruin) my answer is in the form of another question: are the big states viable?

*They* are the ones in obvious need of constant assistance in order to save them from collapsing because with every increase in size it is their problems, not their power of solving them, which increase at a more than proportionate rate at the same time. That is why they are forever driven to seek still larger associations to lean upon, the Atlantic Alliance, the Common Market, the United Nations: because *they* feel too small to be viable. The little communities, such as Switzerland, Iceland, and a host of others, are doing very well. If Russia invaded Czechoslovakia, it was of course Russia, the over-weighted giant, that felt she could not live without the *Czechs*. The trim taut *Czechs* felt they would be very much better off without having to carry the Russians on their shoulders to help them solve problems which they do not have themselves.

It is the big who are hounded by the pound crisis, dollar crisis, franc crisis, balance-of-payments crisis, inflation, traffic jams, business cycles, pollution, unemployment, garbage disposal because, as most of our other ills, also our economic difficulties are no longer due, as they may have been in earlier ages, to such conventionally assumed

causes as capitalism, unsound distribution, or imperialism; as the rest of our plagues, they too are the consequences of the cancer of excessive size.

As a result, even economically, a country such as Great Britain would benefit if she would split herself up into a number of small, translucent, and largely self-sufficient regions, rather than risk still greater difficulties of scale as would inescapably arise were she to join the Common Market, a boat that is already dangerously overloaded as it is. With so many other heavyweights on board, all it needs for sinking is for Great Britain to scramble onto it too. It was not just out of pique that Charles de Gaulle gave the whispered warning to Mr. Soames during their famous meeting of 1969. He advised Britain to abandon her efforts to join the Common Market because, as he hinted, between them and the lamp post, it was at the point of expiring anyway.

This may have been over-gloomy. However, if the Common Market flourished for so long, the reason is not its enormous size. That is what produces its difficulties and will ultimately break it to bits. The reason for it is the enormous amount of new activity it stimulated as a result of the necessity of changing and rearranging its furniture to fit the new environment: contracting here, enlarging there, building factories where there were none, dislocating others, creating new transport and communication facilities, new administrative centres, new offices, new jobs. Naturally, it began to buzz all over.

But the same amount of new activity can of course be engendered in the opposite way: by breaking up existing large economic areas into systems of many small ones. And since it is new activity which is the source of prosperity, it does not matter how it is 'brought about. Indeed, the greatest economic progress has, as in the case of the United States or the recently liberated African colonies, almost always come when parts of previously united systems were granted independence, not when previously independent countries were united. This gave them the opportunity for duplicating all over again what had long become ossified and saturated at the larger scale. And since splitting up leads to the creation of more new centres than union, the chain of prosperity-generating new activity is actually considerably more productive in a divided pluralist than in a unitarian centralist economic landscape.

It has, in fact, the same enriching effect which the division of a house-hold has when children get married. In due course, there will be an additional household for each, with the result that the total product for all will in the end be very much greater than would have been possible if the growth of a fraternally bonded family would have

been accommodated the integrated way: by enlarging the original household. Moreover, since integrated growth cannot bypass the barriers set up by the Law of Diminishing Productivity — a circumstance that ultimately arrests every tribal development — the more flexible alternative of fostering growth by splitting and duplication or, as Julian Huxley would call it, adaptive radiation, increases not only the aggregate overall income of the now scattered family beyond what it could have obtained as a single unit, it also gives its per capita income a more than proportionate boost. This should not surprise considering that, as Huxley points out, *adaptive radiation*, growth by splitting, is the way by which nature herself progresses. The cancerous method of growth by expansion and integration is the favourite device by which she destroys systems and forms of which she has become tired. She destroyed the dinosaurs by letting them become too big. And she may have the same in mind for mankind by, this time, letting the political, economic, and religious oecumenicists get away with the unitarian ossification plans she previously tore up in the Tower of Babel.

#### 4•

BUT let me now proceed from the general proposition — that not only the social but also the principal economic problems of our time are caused by excessive scale — and examine a few specific examples to show that also in this area the answer is not the enlargement but the reduction of institutional, social, and national size; not the union of the small, but the dismemberment of the big.

Let me start with business cycles. Once again we shall see that what disturbs us is not their occurrence, the wave pattern of their ups and downs. This is no more dangerous than the fluctuations in the chest of a breathing man; it is the sign of life, the rhythm of progress. Everything that moves in nature proceeds in the form of waves. What is disturbing is again the magnitude, the size, the scale these fluctuations may take. And the scale of fluctuations is determined not by economic systems but by the size of the body through which they pass.

What ails the economies of excessively large countries is therefore, in reality, no longer the old-fashioned business cycle but what I should like to call size cycles. True enough, these often enter the stage on the back of business cycles. But they are actually independent phenomena bearing no relation whatever to the capitalist business system to which they are still attributed by most theorists. They affect the Soviet Union, in the form of what one of my colleagues calls "liquidation" cycles, as severely as the United States.

Setting in as a result of societies outgrowing the limits of human control, size cycles can obviously not be tamed by *increasing* controls, be they Marx's or Keynes's. The only means of returning them to manageable proportions is logically also here by reducing the size of the affected economic areas until they fit once more the small stature of man.

This is exactly what was proposed in 1961 both by Khrushchev for the size-afflicted Soviet Union, and by the Brussels Conference for Regional Economics for the size-afflicted Common Market. Realising that it is the small area, the small state pattern rather than the large market structure that offers the key to cyclically resistant manageable economies (for the same reason that the small water area of a harbour offers protection from the gale-whipped waves tormenting the open seas), both have advanced as a "new" formula for economic success a return to what may be called "harbour economies": the division of the integrated rather than the integration of the divided. The same idea was adopted in 1970 by Italy when she proceeded with the virtual division of the country into fifteen "states". And even in Britain movements in the direction of a break-up are discernible as is indicated by the popularity of cocktail chatter revolving around "devolution", "city-regions" (just short of city-states), and the Maud Report.

But the greatest asset of a reduction of economies to manageable proportions is that, what becomes manageable, becomes also self-manageable. It largely does away with the need for managing an economy in the first place.

Another economic consequence of excessive national size rather than ideological conquest is the gradual transformation of free enterprise systems, which are not to be confused with capitalist systems, into systems of increasingly socialist control. The larger a country (always in the sense of *effective* rather than numerical size), the larger are the frictions produced by its large business units. These, in turn, generally assume their own abusive monopolistic size, not exclusively, but primarily as a result of the encouraging large free market area made available to them by the large size of their nations.

But the greater the frictions amongst the competitive giants, the less can society afford them, and the more must it call on the government to assume a multitude of new economic functions previously denied to it under the proud do-it-yourself principles of *laissez-faire*. In other words, at a given point of national expansion, socialist controls develop not so much because of socialist indoctrination or Khrushchev's widely misunderstood communist grave-digging, but because of the inherently socialising

effect of excessive national size. This is why it makes more sense, instead of presenting Great Britain or America as the capitalist antithesis to the communist Soviet Union, to present the Soviet Union as the most communist country in the world, Great Britain as the second, and the United States as the third most communist country (if we ignore the reflected communism of the Russian satellites, or the "Frühkommunismus", the early stage of communism, that exists in China). If we want to search for the free-enterprise antithesis, we must look to Liechtenstein or Switzerland, not America.

No one has given expression to the socialising and collectivising effect of large national size more elegantly than President Kennedy in his inaugural address when reversing the individualistic hierarchy of the democratic capitalist values of his ancestors, he demanded of the sorely tried American citizen that he stop asking what the government can do for him, and begin asking what he can do for the government. In small Switzerland it is still the citizen who calls the government to account, not the government the citizen. This is one of the reasons why the late Professor Henry C. Simons, in his *Economic Policy for a Free Society*, when speaking of the political and economic havoc wreaked by the uncontrollably huge bulk of big powers, proposed with such lapidary simplicity: "These monsters of nationalism and mercantilism must be dismantled".

A third characteristic economic size problem is the problem of automation, saddling the United States with almost as many unemployed during prosperity as existed previously in depressions. In contrast to earlier forms of technological unemployment, which were automatically absorbed at higher levels once the cycle of progress causing them had been completed, automation causes permanent unemployment. Indeed, unemployment is the very aim of automated technological progress. But why should this be a consequence of excessive national size?

Only the immense free market areas of large countries or, for that matter, of common markets, have made it safe for industrial units to expand to the point at which the terrifying, antisocial manpower-saving efficiency of automation could come into full play. And since man is psychologically not equipped to take the indignity inflicted on him by a society which may never again ask him for his contribution, we find in this an additional example of the inherent socialising effect of excessive, size, opening, as it does, another hole through which government is pulled back into the economic picture.

For, with the private economy no longer able to absorb unemployment *economically*,

it must finally be sponged up by increasing the areas of *uneconomic* employment. But only the government can offer this, by enlarging its two infinitely elastic receptacles of human overflow without the danger of adding to production: the bureaucracy and the army. As a result, contrary to Marx, it is excessive national size rather than profit-seeking capitalism which exerts, in addition to its socialising effect, also a militarising effect, the army serving as the indispensable, dignity-preserving cover for hidden unemployment.

Smaller countries, on the other hand, restrained by the economic discontinuities of political boundaries, and therefore largely adjusting the size of their firms to the size of their more reliable, surveyable, and controllable smaller national markets, are by nature, if not prevented, at least discouraged in their effort to expand their business operations to the ultimate degree of labour-saving efficiency of the great powers. Eighty per cent of the firms of Switzerland (which incidentally is the most highly industrialised country in the world), employ fewer than fifty workers. This makes them technologically less efficient. But, as Fritz Schumacher has pointed out in his writings on intermediate technology: precisely because small countries put a damper on technological efficiency, they offer greater employment opportunities, thereby making up socially and even economically (though not economisingly) for whatever production loss they might incur by foregoing the doubtful blessings of automation.

A fourth vital economic size-problem is the problem of raising living standards. Since high living standards depend on high productivity, and productivity tends to increase with the size of a nation, it would seem that larger countries, or participants in larger common markets must of necessity offer higher standards than smaller countries.

Up to a point this is true. But as productivity increases with the size of nations, so do servicing costs and other complexities. And since these complexities increase more than proportionately to the increase in productivity, it follows that, after a given point of national expansion, an increasing share of the greater product must be diverted to social rather than personal consumption or to the socially *caused* personal consumption of unenjoyed necessities. Because of the origin of our need for them, this variety of new necessities may be called *size*, *growth* or *density* commodities — categories of goods that include spare parts for car repairs, commuting services, anti-pollution devices, aspirin tablets, and a large proportion of medical and legal services. Adding not to the standard but to the cost of life, they are characterised by the fact that they depress the quality of our consumption while deceptively increasing its quantity. They impoverish us in the guise of adding to our riches. No wonder that every time production and, with it, our income and consumption rises to new record heights to

enable us to meet the increasing complexities of modern mass existence, we must give up some luxury we could afford when, according to our statisticians, we must have had less.

The less harassed smaller societies, on the other hand, can dispense with the costly consumption of size and density commodities with the result that they may often be better off not because they can afford to consume more but because they can indulge in the luxury of consuming less, using their feet when others need buses.

In other words, qualitatively high living standards depend not only on a reasonably high productivity. They depend, in the second place, on the ability of a country to keep the cost of its social machinery down to proportions which permit the fruit of high productivity to be absorbed by the citizen rather than the problem-ridden state. And thirdly, they depend on an unharassed way of life that allows increases in productivity to be channelled into an increased consumption of luxuries rather than of socially engendered unenjoyable necessities.

And this is where the concept of national size is once more of determinant significance. For only a relatively small state with its proportionately diminished problems of administration, its shortened distances and lessened crowd conditions offers the necessary prerequisites for a qualitatively high level of living. Expanding, larger states, on the other hand, are in the end invariably victimised by the same problem that affects sky-scrapers once they exceed the optimum height of fifty or sixty floors: from then on up, the cost space needed for servicing the structure begins to rise faster than the pay space yielding revenue. This goes on until, as architects have calculated, at the height of 400 floors, although a sky-scrafer would look impressive indeed, it would have to consist of nothing but lifts to transport the people who could live in it — if the required lift space had not deprived them of all living space. Not unlike the consolidated overgrown world-state of 1984 the only jobs such a majestic structure could offer would be employment as lift boys, just as the only seats a plane larger than a jumbo jet could offer would be toilet seats which, beyond a given passenger number, would preclude any other accommodation.

Of the many other economic problems, the solution of which is intimately connected not with grandiose national or international co-operation but with the contraction in scale of the affected economies to local dimensions, I should like to mention only one more. This is the problem of underdevelopment, which weighs not only on the former colonial appendices of imperial nations, but also on their metropolitan heartlands, whenever these heartlands have proved to be of excessive, economically critical size.

If Wales, Brittany, Calabria, and Siberia have been neglected for so long, it is not because these regions are inhabited by retarded primitives. It is because the highly developed countries, of which they have long been integral but peripheral parts, are so large that their central governments just never managed to get around to them, having so many closer and more pressing things to attend. All of these areas have been parts of great political entities and common markets for a long time — to no avail. For all were victims of what may be called the *Law of Peripheral Neglect* according to which governmental concern, like marital fidelity or gravitational pull, diminishes with the square of the distance.

Hence Thomas Balogh's warning before the Marshall Society in 1962, when Britain made the first attempt to enter the Common Market, that every union of countries, even when one of them was technologically advanced, did not speed up but retarded the development of those a step behind by centuries, as he illustrated with the examples of the unions of Scotland with England, Ireland with England, and Hungary with Austria. By contrast, separation and secession, with their inevitable effect of contracting the scale of things to more translucent human proportions, were often by themselves sufficient to start the chain reaction of dramatic economic development — not only in the seceding but also in the seceded countries. This was experienced when the American colonies separated from England, Iceland from Denmark, Norway from Sweden or, after the last war, Austria from Germany.

Similarly, in the case of Puerto Rico, to cite the most publicised example of rapid modern development which is also particularly dose to me, the event that finally started that small island community on its spectacular advance was not its common market with the immense United States. It had been part of that since 1898 without feeling a stir. Nor was it the sudden awakening of America's conscience. It was the sudden Puerto Rican awakening. What really advanced her was thus not national but local concern; not "operation sympathy" but "operation self-help", or *bootstrap*, as it is better known; not closer integration with the American mainland, but the grant of a considerable degree of ambition-stimulating local autonomy with its inevitable effect of bringing to the surface the tremendous forces dormant in every region and impeded by every union.

This is why even the Soviet Union, after forty years of centralisation, has decided to develop her underdeveloped regions not through further centralised direction, which was the very cause of their retardation, but through the division of the unwieldy colossus into seventeen highly autonomous districts of more easily manageable dimensions. And it is also why such former slum settlements as Venice or Florence could reach their unrivalled splendour without foreign or even mutual aid, and in fierce competition rather than in brotherly co-operation.

In the smallness of their unaffiliated, self-centred, sovereign realms, there was simply no problem that could not be resolved within the limits of the available local intellectual and material resources. Had they bewailed their poverty as we are wont to do today, or waited with their development until Italy became united or the Common Market was formed, they might quite conceivably still be slums today.

For all this, the best way of solving the problem of underdevelopment is again the same as in all other cases. The pouring of economic assistance into previously neglected metropolitan regions or former colonies will have little effect. Nor will their absorption in common markets or their closer political association do much except during the initial furniture-moving period when everything has to be re-arranged in line with a more complicated existence which soon outgrows the vision even of the experts of scale who have brought it about. As in marriage, so also in politics and economics, union may make sense after the partners have reached maturity, when they are sufficiently developed to afford the burden of a larger establishment, not as a means for reaching maturity. Indeed, one of the main causes of contemporary underdevelopment is that most of those affected by it have become prematurely parts of states which, even in the case of former colonies, were organised on too large a scale in the first place.

No! The best solution is also in this instance to split up the Big not only economically, but also politically, into a system of small, competing regional or city-states. A development that might otherwise take centuries will then be achieved in a generation, as was the case in Athens under Peisistratus of whose buildings the geographer Pausanias said centuries later: "When they were new, they looked already ancient. Now that they are old, they still look new"; or in Rome under Augustus who justly prided himself that he found the city stone and left it marble.

True, Rome was the centre of a large empire, but its transformation, like the simultaneous transformation of countless other cities at the time, was the result of autonomous local, not of integrated imperial, effort.

## 5.

I DO NOT know whether at the end of my lengthy presentation the idea of solving the many problems of Great Britain by her break-up into a number of small entities rather than by her integration in the Neo-Roman Empire of the European Common Market has become more palatable than it was in the beginning. Some may have come

to see some sense in it. But even they will feel: "Maybe it should be done. But can it be done? Can one turn back the clock?"

One can of course turn back the clock. Have you ever tried? I do it every day, because mine runs too fast. So even the analogy is silly. It would be the same to proclaim that mini-skirts cannot be made longer again, or maxi-skirts shorter, now that they have reached the ground. Any further advance would turn them into floor mops. As my friend Alwyn Rees likes to say when people suggest that one must keep on going forward because it makes no sense to go back: "When you stand at the edge of the abyss, the *only* thing that makes sense is going back". And it is not I who says that we have reached the edge of the abyss. You can read it every day from *The Guardian* and *The Times* to *The Western Mail*. Yet in their next sentence their editors insist that the country must advance. It is as if a cancer-afflicted patient were told by his physician: "Now that you have cancer, let's foster its further growth", though he knows that the only chance of survival lies in restoring the backward-looking romantic small-cell system of the human body.

Yet, in spite of all editorial gloom, in a case as that of Great Britain, all the conditions of a "return" to a healthy small-cell structure are there for the asking. None of them would have to be artificially created. They still exist in the many excitingly distinct regions of England whose separate political existence could be restored with the same ease with which Sir Frances Bacon conjured the separate existence of the counties out of the ground. Though these may no longer be to the taste of con-temporary integration bureaucrats, Eurocrats, or Britocrats, they certainly are to the taste of Rutland.

The only thing needed to meet the survival requirements of our time would be to loosen their ties to London, and to gather them up in clusters forming ten or twelve states, federally united under the crown, but each with its own initiative and action-generating parliament and government. In fact, the devolutionists of the various parties suggest almost as much. It is just the essential idea of regional sovereignty that still frightens them, having lived in the cosy intellectual shelter of dependence on the too big for too long.

And then there are of course Britain's Celtic regions — Wales, Scotland, Cornwall, the Isle of Man, Ireland — which have preserved not only to this day their regional but also their national identity and, in the case of Wales, even their language. In their case, there is even less need to resurrect them artificially. It is always the large political entities which are the product of artificiality, not the smaller ones which are as part of the natural landscape as the forests and mountains that give them their character.

Hence, they enter into the consciousness of man as a result not of propaganda but of his homing instinct.

In the case of the Celtic nations, suffering economically from the geographic consequences of peripheral neglect, which automatically ends when a peripheral region is turned into a state of its own, the task would be all the easier considering that over the last decades strong nationalist movements have sprung up in all of them. In Wales alone, under the inspired leadership of men such as Gwynfor Evans, the regional independence party (*Plaid Cymru*) has so increased in strength that its official enrolment has, with its more than 40,000 dues-paying members, become larger in Wales than that of even the Labour Party. And the Scottish Nationalist Party is not far behind.

All that is needed for gaining sovereignty for their nations, it would seem, is to intensify propaganda away from the artificial to the natural, from a conquest-secured Great Britain, as St. Augustine would put it, to what Gwynfor Evans calls a *Britannic Confederation* of "small states living together in amity, not transgressing each other's limits, unbroken by jealousies". If Sir Francis Bacon could bring about the foundation of the United Kingdom through his idea, conceived a century before the event, of countryfying its members, I do not see why it should be so inconceivable to realise Gwynfor Evans' idea of a Britannic Confederation by regionalising the United Kingdom.

Paradoxically, the main obstacle in the way of such an "extreme" devolution is the fear of the economic disruption this might bring about in a country whose main economic difficulties are caused, as in the case of all other great powers, precisely because it is too integrated and centralised. Actually, there would be no disruption at all, no painful sudden break in existing ties, just as the building of a new kitchen in a house would not disrupt the existing cooking and heating habits of a family. All it would cause as the new kitchen progresses is the evolution of a new pattern in which the old kitchen space would gradually be diverted to new uses.

In particular, the new arrangement would not mean the erection of customs barriers or the abandonment of a Britannic common market, just as the sovereignty of individual flats in a high-rise building does not mean the creation of separate lifts or lobbies, in respect of which the flats continue to function as parts of a single unit. What it means is that the various member states would now *add* to their common market economy a regional one which, in contrast to the former, would mainly be geared to the domestic market. It would be smaller as far as its production units are concerned, but not in its aggregate output.

Hence, there would be no dismantlement of existing common market oriented large-

scale industries such as chemicals or steel are in Wales; nor would they be taken over by an independent Wales. In fact, they would continue to be regulated by a central confederal authority, serving, as they do, Great Britain as a whole. But their proportion to the smaller scale regional economy would gradually decline as the latter is built up to a point where it would account for perhaps 70 or 80 per cent of the local economy instead of a current 20 or 30 per cent.

In other words, at the end of the process of transition, there would be a two- or even three-tier economy composed of (1) a common market sector administered by a common confederal agency; (2) a regional sector which, being largely based on a small-scale enterprise, would be largely developed and administered by private enterprise; and (3) a public sector within the regional sector, with the government controlling enterprises which, such as railroads, electricity, or gas, are even on a regional basis by nature of such large scale or social significance that they are best administered under central and monopolistic rather than competitive private direction. In short, all that regional revolution of political sovereignty would do is: it would preserve everything that exists, but add a lot of what does not now exist, thereby enriching both the parts *and* the whole. As a result, instead of depressing living standards, it would raise them, and instead of keeping the regions senselessly integrated and dependent on each other in every phase of existence, it would enable them to gain once again not full, but a large measure of, self-sufficiency.

And this would actually be the main advantage of the breakdown of Great Britain as well as of every other large-area state. For a high degree of regional self-sufficiency, or *compartmentalisation* as one might call it an analogy to the structural change that has made modern battle-ships practically unsinkable, is in this atomic age so indispensable to the survival of the human species that it would make sense even if it meant the lowering instead of raising of living standards — which, however, fortunately it does not.

The reason for the need of compartmentalised regional self-sufficiency in the atomic age is as follows: there is absolutely no precedent to justify the belief that our generation, led by a more naive group of leaders than any other, will refrain from doing what every previous generation of men has done, i.e. use the tools of destruction it has invented for the purpose for which they were intended — destruction. It makes no difference that, unlike conventional weapons, the atom bomb might finish off mankind itself. A killer could not care less. It probably would make his job more exciting. And to a man who is killed, it does not matter if he dies in the company of a platoon of four or 4,000 millions. As far as he is concerned, with *his* life *all* life has

ended. Nor does it matter if he is killed by a sniper's bullet or a hydrogen bomb. He is just as dead one way as the other.

So all one can say of the impending atomic war is what the Romans, or the insurance companies for that matter, have been saying of the arrival day of death: *dies certus an incertus quando*. It is certain to come, but uncertain: when? It may happen next week or in 50 years. But happen it will within the life-span perhaps not of the older among us but certainly of the younger generation now alive, and lustily protesting against everything except this. And it will happen because, like the collision of particles of matter, the actions of men are governed not by statute law or moral law but by statistical law, the law of numbers.

As I have said earlier, when a population reaches a given size, it begins to produce a given crime rate as a result not of its depravity but of its physical mass. The same is true of conflict situations between nations. Peaceloving or not, out of the 10,000 to 15,000 such situations which the present world population is statistically bound to produce every year, ten or twelve will lead to conventional warfare every decade, and very few, perhaps five or six in every five decades, to a situation that will make some leaders exclaim: "Whenever I hear of a danger to civilisation, I reach for my atom bomb". The first such situation, the Cuban missile crisis, was resolved in the nick of time. But of the four or five yet to come in the next 42 years, one is statistically bound to lead to the climax. And one is all that is needed.

My figures may be too optimistic. What they are meant to convey is that, whatever the actual figures, it is statistics, not horse-sense, which govern the universe, as the Nobel Prize-winning physicist Erwin Schrodinger has shown in his brilliant booklet: *What is Life?*

However, for atomic destruction to be economical, it is essential that colossal havoc be wreaked by a mere handful of nuclear bombs dropped on a mere handful of strategic centres of highly integrated communities. If such a bomb is dropped on the harbour of New York, Puerto Rico, 1,600 miles away, will succumb in three months without a shot being fired locally since her economic life is totally geared to the immense interdependent economy of the continental United States. And for similar reasons will Wales, Scotland, Yorkshire, Lancashire, Kent be doomed if a handful of nuclear bombs are dropped on centres such as London without which the integrated rest of the country cannot function. This is what makes nuclear war worth while. But if a large-area state as Great Britain is broken up into a system of largely self-sufficient small regions, bombs dropped on London will destroy only London.

The rest of the ship of state, like a battleship in which a compartment has been hit by a torpedo, will not only be able to sail on, the undamaged regions of the economy will keep also the damaged part afloat until it can be put back on its own feet. As a result, the only way of bringing the whole system of self-sufficient, independently viable economies down, would be to drop atom bombs on all of them separately and simultaneously, which would make it both statistically hazardous and economically ruinous (to the attacker that is) not to the many economies of limited scale that offer no target pro-portionate to the destructive potential of prohibitively expensive nuclear explosives.

And it is because of this that small-scale regional self-sufficiency is not only the only device capable of bringing to naught the devastating destructive potential of atomic warfare; it is for this very reason also the only device that might actually prevent atomic wars from happening by making it no longer worth while to resort to nuclear weapons in the first place. Man being what he is, there is of course the possibility that not even this may do the trick. But if there is one way out, this is it. As Andre Gide said on his death bed: "I believe in the virtue of small nations. I believe in the virtue of small numbers. The world will be saved by the few".

And I believe so, too.

## 6.

Summing up, let me say that what I meant to submit to you was not an exercise in prediction or a portrait of a future of gloom. What I meant to submit is a new interpretation of history. Marx suggested that the primary cause of historic change is a change in the mode of production: a change in the methods by which we earn our living. As everything Marx 'has done, it is a beautifully reasoned interpretation, and of great value in explaining the way-stations of man's journey across the continent of a new epoch once he .has reached its shores. But how did he get there?

What his interpretation fails to explain is the force propelling him from the continent of one historic epoch to the next; the changes occurring not within but between periods of history. Why should old ones end and new ones begin? And why should the supposedly primary cause of historic action, the mode of production itself, change so radically and unaccountably from time to time—from the hunting to the pastoral, from the pastoral to the agricultural, from the manu-facturing to the machinu-facturing, from the intermediary to the advanced and the nuclear way of producing the means of our subsistence? The answer seems simple. There must be a different *primary* cause, which relegates

the mode of production to the same secondary position as a force leading to historic change to which Marx has relegated ideologies or great leaders: this is the *change in the size of society*. As I have tried to show, this explains everything the Marxist interpretation explains, but also a great deal of what it does not explain. Above all, it explains the periodic changes in the mode of production itself which is to Marxism what the *deus ex machina* is to Greek drama — the cause that needs no explanation because it has itself no cause.

Thus, while the change from a pastoral into an agricultural mode of production may give an excellent account of the accompanying changes in the superstructure of laws, customs, legends, and outlook resting on it, it provides no reason whatever why on earth the shepherds should have abandoned their paradisaical mountain slopes, and moved into the valleys where they had to earn their living the harder way by tilling the soil in the sweat of their brows.

But if we assume the primary cause of historic change to be the *changing size of society*, the reason for the move into the valleys becomes crystal clear. The Eden of blissful mountain slopes was simply no longer enough to provide the necessary subsistence for the increased number of shepherds. *This* was the apple that drove out Adam and Eve: the first touch of over-population, the fig leaf becoming the first ineffective attempt at birth control.

Similarly, the force leading to the tremendous technological changes of the Industrial Revolution was not an increase in the inventiveness of man. Man was as inventive in antiquity as he was in the 18th Century. It was the change in social size suddenly brought about by an un-precedented increase in the human population whose needs could hence-forth no longer be satisfied by the slower handicraft mode of production.

And the same applies to the present automated phase of the continuing industrial revolution which, as all former technological changes, was forced on us not by capitalist lust for power, Promethean communist concern for improving the lot of man, or better university laboratories, but by the accelerated tempo of the contemporary population explosion which has increased the size of the human population to such an extent that the older technological methods have long ceased to provide for the adequate satisfaction of its needs.

In conclusion, let me therefore repeat what I said in the beginning: the true problem of our time is not unemployment but the scale of unemployment, not violence but the magnitude of it, not war but big war, not society but the size of society. Hence, the real conflict confronting us in our effort to create a better world as the 20th

Century draws to a close is no longer between black and white, youth and age, poor and rich, labour and management, colonial liberation and imperialism, socialism and capitalism. They are but the two sexes of the same species of struggle in which neither has any meaning without the other.

The true contemporary conflict is between man and mass, between the citizen and the state, between the small society and the big one, between David and Saul.

*Veröffentlicht 2007 bei New European Publications, London, in Zusammenarbeit mit der Schumacher Society, Bristol.*

# LEOPOLD KOHR

\* October 5, 1909 Oberndorf near Salzburg

† February 24, 1994 Gloucester, England

Economist and philosopher

Since 1986 there exist in Neukirchen at Großvenediger the Leopold Kohr Academy founded by Kohr himself as well as the cultural association Tauriska.

The Leopold Kohr Academy at Salzburg University administrates the estate of the philosopher and economist Leopold Kohr (1909-1994). Kohr was an advocate of translucent, manageable units in politics, economy and society, and in 1983 he was the first Austrian to be rewarded the Right Livelihood Award – better known as the alternative nobel prize – for his lifelong commitment to the human scale.

In his works “Small is Beautiful” and “The Return to the Human Scale” Kohr’s central idea is expressed precisely. It is both mission and program of the Leopold Kohr Academy which considers itself an institute for advanced education and aims at supporting economically small units. Kohr himself regarded models like the activities of Tauriska that function in a translucent framework as successful examples of regional development.

Kohr’s estate, which is in large part already inventoried and digitized, is located in an archive in Edith Stein house in Salzburg. The estate is administrated and scientifically edited by Dr. Ewald Hiebl.

Salzburg University is homestead of Leopold Kohr Academy and Leopold Kohr archive, and furthermore there exists a variety of cooperative activities. Leopold Kohr Academy and the cultural association Tauriska were initiated by Professor Alfred Winter and are conducted by Susanna Vötter-Dankl and Christian Vötter. For more than thirty years they have organized an extensive and diverse program of events and cultural activities, in Neukirchen at Großvenediger as well as in Salzburg. The Leopold Kohr Award for special merits has by now been awarded three times (to Professor Dieter Senghaas, to fairkehr – Association for the Promotion of Transport Political Awareness-Raising, to Claus Biegert and Niko Paech).

In the town of his birth, Oberndorf near Salzburg, Kohr is honoured, too. The middle respectively secondary school is named after him; you also find a Leopold Kohr promenade and a Leopold Kohr memorial. The initiative “Leopold Kohr in Residence”

regularly organizes so-called “Leopold Kohr Stammtische” to discuss his intellectual legacy. The functional room at the top floor of Silent Night Museum was transformed into “Leopold Kohr Hall”, and in the inner courtyard of the museum you can visit the Kohr theme path. Leopold Kohr Academy and Silent Night Museum are close partners.

Leopold Kohr®-Academy

Susanna Vötter-Dankl, Christian Vötter und Mag. Günther Nowotny (Vorstand)

### **Leopold Kohr®-Academy**

Universität Salzburg/Edith Stein Haus

5020 Salzburg · Mönchsbergweg 2 A

Tel.: 0662 /8044 DW 2590 oder DW 4771

Mobil 0664 /5205203 (Tauriska)

### **Verein Tauriska/Leopold Kohr®-Academy**

5741 Neukirchen am Grv.

Künstlergasse 15a

Mobil 0664 / 5205203

office@tauriska.at · www.tauriska.at

**Archiv: Tauriska [www.leopoldkohr.at](http://www.leopoldkohr.at), [www.leopoldkohr.com](http://www.leopoldkohr.com)**

# TAURISKA & Leopold Kohr®-Academy

5741-Neukirchen/Großvenediger, Austria

Steering Committee: Christian Vötter, Susanna Vötter-Dankl, Günther Nowotny

“The measure of all things is the individual human being, not mankind, society, the nation or the state. Because individuals are small, their institutions – family, business, pub, hospital, village, town, social club – also need to stay relatively small in order not to crush the individuals”. Leopold Kohr's ideas have shaped the work of the TAURISKA Cultural Association and its Leopold Kohr®-Academy. Leopold Kohr has become an integral component of TAURISKA's intellectual framework for all symposia, panel discussions, festivals, trainings and seminars. “Think globally – act locally” is the motto of the society and the academy.

The TAURISKA & Leopold Kohr®-Academy story began almost three decades ago with its founding in Neukirchen/Großvenediger in 1986, following the establishment of the Hohe Tauern National Park in 1984. The society, co-founded and headed by Susanna Vötter-Dankl and Christian Vötter began to absorb, reinforce and develop the economic, cultural and social impulses of the regional population: “In our globalised world, local everyday and festival culture, village revitalisation, discovering and promoting domestic creativity have taken on a profound meaning. They create identity, a feeling of 'being at home'”

Since inception, about 2 200 events with a total of over 800 000 visitors have been organised. Many of these trail-blazing events triggered ongoing, sustainable ecological initiatives. The founder of TAURISKA Alfred Winter, who was the head of the Salzburg provincial government's office for special cultural projects until 2012, was often helpful in facilitating and pulling strings. It was also he who “rediscovered”, especially for the German-speaking countries, Leopold Kohr. In 1988 Kohr was appointed president of the Leopold Kohr®-Academy, which he remained until his death in 1994.

TAURISKA/Leopold Kohr®-Academy publish Leopold Kohr's writings (edited by Ewald Hiebl and Guenther Witzany) in cooperation with the Otto Müller publishing house.

The Leopold Kohr®-Academy has also established a place for itself at the University of Salzburg, conducting lecture courses and series, events and awarding the Leopold Kohr Prize. Kohr's worldwide contacts helped to attract internationally renowned thinkers to Salzburg, which has also become a world media focus as a venue for the Alternative Nobel Prize holders since 1999. Conversely, Kohr's ideas and solutions were broadcast beyond the borders of Austria by the TAURISKA/Leopold Kohr®-Academy; for example, with Salzburg Weeks in Bremen, a Kohr Symposium in Berlin, exhibitions in Finland, Moscow, Mühldorf/Inn, or Bonn.

*Information: [www.leopoldkohr.at](http://www.leopoldkohr.at)*

# The Schumacher Society

<http://www.schumacher.org.uk>

The Schumacher Society promotes the wisdom and insight of E.F. Schumacher to inspire a new generation who are seeking relevant and practical solutions to heal a world in crisis and build a sane, humane and ecological society. To do this the Society:

- Embodies the principles and values in the thoughts and writing of E.F Schumacher
- Optimises the output of the Schumacher Society, its lectures, conferences, and briefings
- Seeks to coordinate and support the Schumacher Circle of like-minded organisations
- Maintains and builds direct contact with cutting edge thinkers
- Enlists the energy of youth and media of the 21st century

At the centre of our activities are the Schumacher Lectures, which attract inspirational speakers from all over the world. In recent years they have included Christopher Alexander, Fritjof Capra, Herbert Girardet, Zac Goldsmith, Brian Goodwin, Patric Holden, Ivan Illich, Satish Kumar, R.D. Laing, Michael Meacher, George Monbiot, Ann Pettifor, Jonathan Porrit, Susan Roaf, Anita Roddick, Vandana Shiva, John & Nancy Todd.

The Schumacher Briefings are carefully researched, clearly written booklets on key aspects of sustainable development, published approximately twice a year by Green Books on behalf of The Schumacher Society.

The Schumacher Award is presented annually at the Bristol Schumacher Lectures. It honours people and grassroots organisations in the UK whose work is making a significant contribution to human scale sustainable development in the Schumacher tradition. It symbolises countless other unsung heroines and heroes who are working to transform society, often with little or no support.

The emergence of ever remoter structures of political governance and corporate power has been an overwhelming trend in recent years. Economic globalisation has expanded everywhere to the detriment of local democratic self-determination. Local ecosystems, economies and communities have been gravely undermined by these trends. Even sustainable development, a concept that has become prominent in recent years, has tended to ignore the concerns of people in their neighbourhoods and communities.

The Schumacher Society exists to challenge such developments and to propose alternatives. It provides a unique forum for promoting human scale solutions to the social and environmental problems facing us. We seek to address the growing unease many people feel about the global economic and political structures over which they have little control. It is apparent that many people are seeking human scale solutions for themselves and their communities.

In the shadow of economic globalisation, an extraordinary variety of creative voices have emerged to challenge and reverse the dominant trends. It has been our purpose to identify and host leading edge thinkers and practitioners and to help amplify their voices. Our primary function is to promote, generate and distribute concepts and processes that enable individuals and communities to take steps towards creating a sustainable future.

The Schumacher Society is above all else engaged in educational work. Tangible expressions of this are the Schumacher Lectures, Schumacher Briefings, the Schumacher Book Service, Resurgence Magazine, Green Books Publishing House and Schumacher College.

The Society is based at the Create Centre in Bristol. It is non-profit-making: any surplus revenues are used to further the aims of Schumacher UK. For much of our work we have been relying on voluntary help. The Schumacher Society and seven other Schumacher-inspired organisations form the Schumacher Circle: Practical Action, the Soil Association, the New Economics Foundation, Schumacher College, the Schumacher Institute, Green Books, the Centre for Alternative Technology and Resurgence Magazine.

# Leopold Kohr: Das Gesamtwerk im Otto Müller Verlag



LEOPOLD KOHR  
DAS AKADEMISCHE WIRTSHAUS

220 S., geb., € 20,-  
ISBN 978-3-7013-1173-6



LEOPOLD KOHR  
DAS ENDE DER GROSSEN  
Zurück zum menschlichen Maß

3. Aufl., 334 S., geb., € 25,-  
ISBN 978-3-7013-1055-5



LEOPOLD KOHR  
DIE LEHRE VOM RECHTEN MASS  
Aufsätze aus fünf Jahrzehnten

240 S., geb., € 20,-  
ISBN 978-3-7013-1116-3



LEOPOLD KOHR  
DIE ÜBERENTWICKELTEN NATIONEN

230 S., geb., € 20,-  
ISBN 978-3-7013-1076-0



LEOPOLD KOHR  
ENTWICKLUNG OHNE HILFE  
Die überschaubare Gesellschaft

254 S., geb., € 20,-  
ISBN 978-3-7013-1129-3



LEOPOLD KOHR  
PROBLEME DER STADT

164 S., geb., € 20,-  
ISBN 978-3-7013-1154-5



LEOPOLD KOHR  
WENIGER STAAT  
Gegen die Übergriffe der  
Obrigkeit

184 S., geb., € 20,-  
ISBN 978-3-7013-1089-0

